Gastronomische Märchen.

von

Rudolf Kleinpaul.

Leipzig,
Wilhelm Friedrich.

Gastronomische Märchen

von

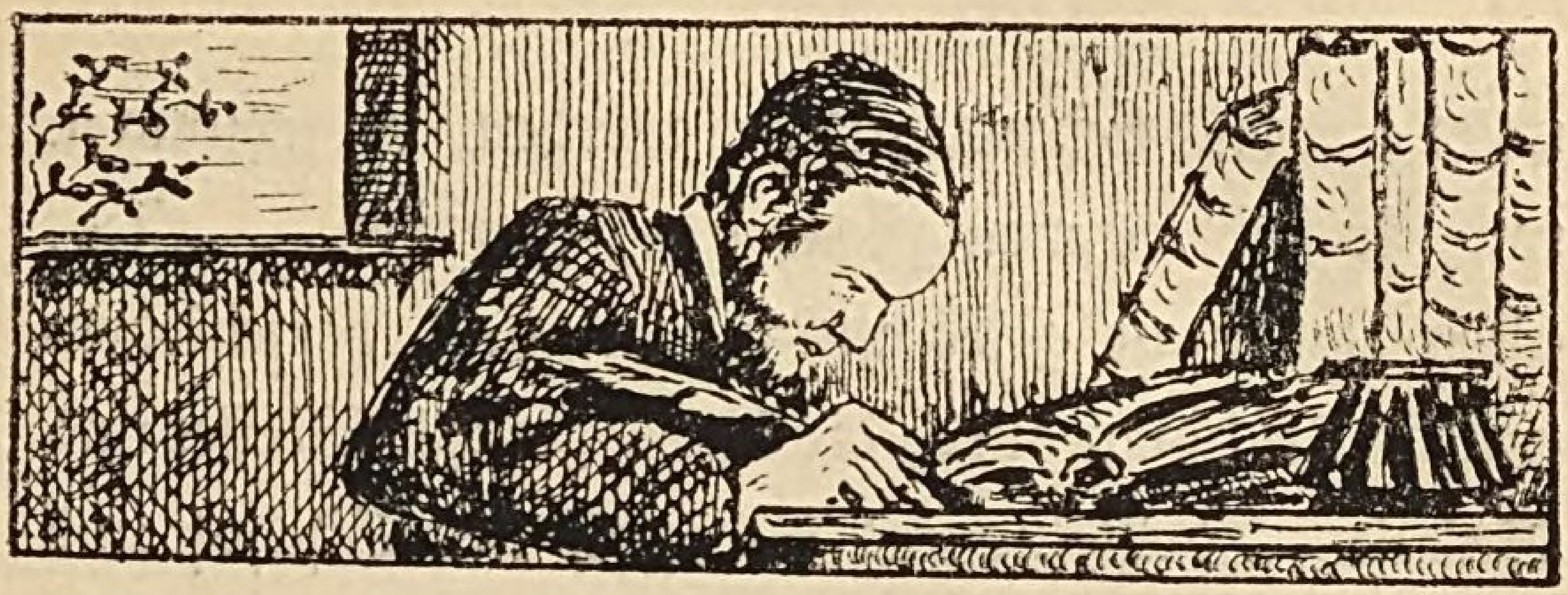
Rudolf Kleinpaul.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Friedrich.

(1893)

Inhalt.

Vorwort.



Es sind eigentlich keine Märchen, was ich dem Leser unter diesem Titel darzubieten wage; sondern wahre Geschichten, zum Teil selbst erlebt, nur hin und wieder, wie der „Bischof" und der „Zwölfunzenmann", phantastisch eingekleidet. Erzählungen oder noch besser Unterhaltungen darüber, was von einzelnen Individuen thatsächlich gegessen und getrunken worden ist; beziehentlich von den Leuten ihrer eigenen Aussage nach tagtäglich gegessen und getrunken wird. Dies ist nun so außerordentlich, so aller Diätetik ins Angesicht schlagend, so überraschend, so wunderbar: daß es eben wie ein Märchen klingt. Märchenhafte Dinge, wahre Fratzen und Hans-

würste von Lebensmitteln werden verschlungen und, so sieht es wenigstens aus, genossen — alles, alles hat man gelegentlich und aus verschiedenartigen Anlässen durch die Kehle gejagt, Messer und Gabeln, Edelsteine und Wechsel, den Bischof und den Papst — und selbst unsere normalen Gerichte werden vom Volke in einer extravaganten Weise aufgefaßt, daß es klingt, als ob wir uns mit Fabeln sättigten, wie eine Familie von Steinbeis Appetit auf Kieselsteine hätten und auf dem Monde Äpfel im Schlafrock speisten. Die armen Menschen, die gewöhnlich froh sind, wenn sie ihr tägliches Brot verdienen, verwandeln doch ihr Brot mit Märchenphantasie in Arme Ritter und Schusterjungen, die sie mit Butter streichen, Ideen, die man wohl versucht ist, einmal zu verfolgen und einigermaßen poetisch auszuführen.

Ich gestehe, zunächst durch diese spaßhafte Terminologie der Tafel, die mitunter bloß auf einer auffallenden Kürze des Ausdrucks, zumeist aber auf einer merkwürdigen Illusion und ungezügeltem Witz, einem Spiele der Einbildungskraft beruht, auf die Idee des Schriftchens gekommen zu sein, indem mir die verwünschte Küche, der unersättliche Geiz, der Bischof und sein Kutscher als ebensoviele Kapitel aus dem reichen Volks-

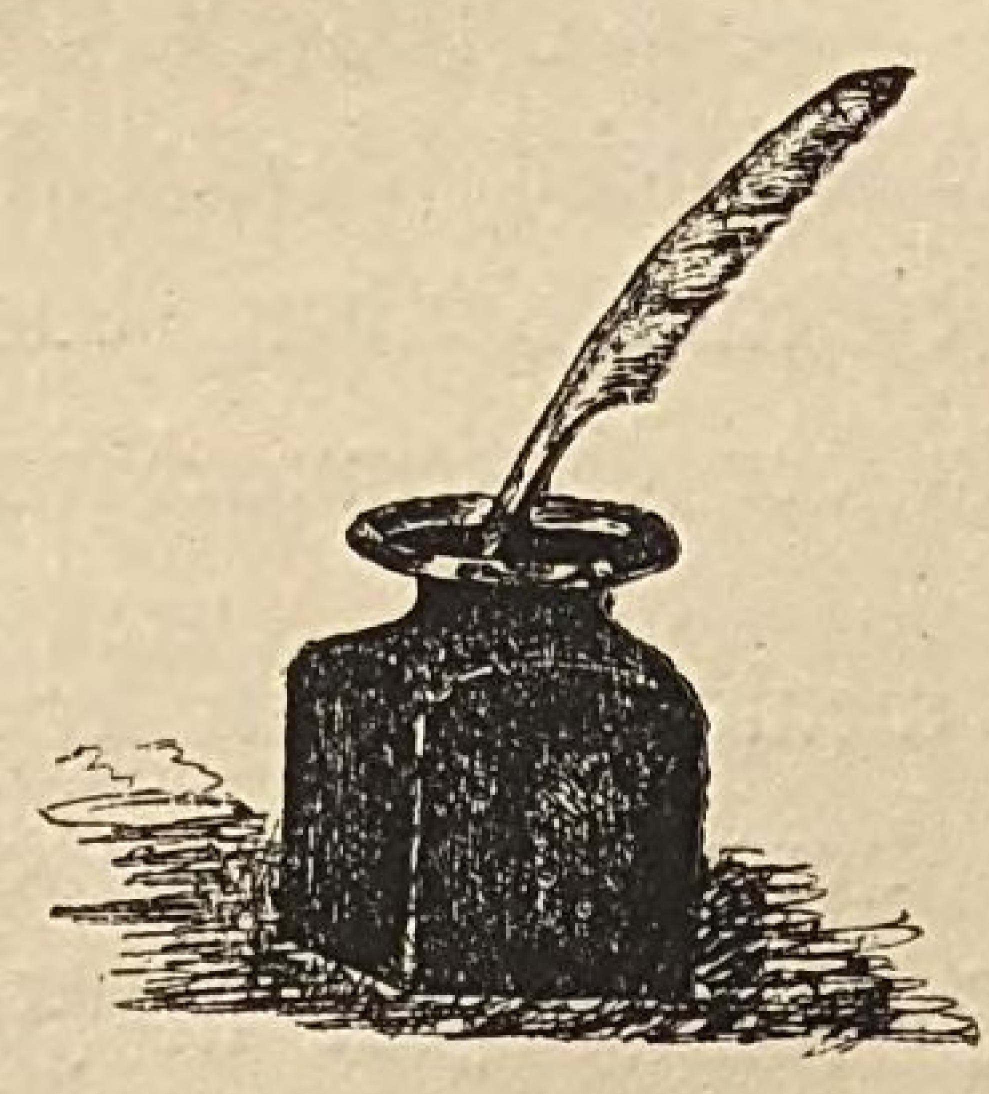
sprachleben und als ein nicht uninteressanter Beitrag zu der allgemein betriebenen Wissenschaft der Gastronomie erschienen. Aber bald wurde ich gewahr, daß Zufall, Geschichte, Krankheit, Not, Verhältnisse aller Art die Absonderlichkeiten der Sprache nicht allzuselten in die Wirklichkeit übersetzten, daß geschah, was nur eine Phantasie war und so drollig klang, wie denn die Nummern „ein rechter Geizhals", „der Magen als Geldbeutel", „am Kindlifresserbrunnen" eine geradezu eklatante Verwirklichung populärer Metaphern bieten.

Und so sind die Gastronomischen Märchen entstanden, die dem Publikum beides: die Wunder seiner Speisekarten und Menüs und die Bizarrerie des Lebens, wo es harte, unglaublich harte Bissen zu kauen giebt, zu Gemüte führen. Der Gegenstand erscheint frivol; aber es ist kein einziges unter diesen Märchen, das nicht tief in das Bewußtsein der Gegenwart einschnitte.

Sie sind, wenigstens dem ersten Entwurfe nach, sämtlich bereits gedruckt worden und im Laufe dieses Jahres einzeln in Zeitschriften erschienen. In der Allgemeinen Zeitung, der Frankfurter Zeitung, dem Berliner Tageblatt; je

eins hat die Gegenwart, Zur guten Stunde und die Gesellschaft veröffentlicht.

Ein guter Freund, der nicht umsonst den Künstlernamen Merian trägt, ist so liebenswürdig gewesen, die kleinen Arbeiten mit seinen geistreichen Federzeichnungen zu versehen und ihnen dadurch eine unerwartete Ehre anzuthun; es gebührt ihm dafür ebenso warmer Dank wie meinem Herrn Verleger, der die Idee gebilligt und für eine hübsche Ausstattung des Büchleins Sorge getragen hat. Ich bin der Koch gewesen, Herr Merian hat angerichtet, Herr Friedrich hat gedeckt. Liebes Publikum, lange zu! Lies eins nach dem andern! Was giebt es wohl zuerst? — Was denn sonst als ein Märchen!



Märchen und Filet.



In Ostpreußen hat man nicht die Hosen, sondern die Büchsen an; man trägt keinen Tuchrock, sondern einen Wandrock; und man erzählt keine Märchen, sondern ißt sie. Es ist eine hübsche Anekdote, wie zwei Damen in Dresden auf der Brühlschen Terrasse zusammensitzen und sich über ihr beiderseitiges Mittagessen unterhalten. Die Insterburgerin sagt: wir haben heute ein Märchen gehabt. Ein schönes Rindermärchen. Versetzt die Leipzigerin: ein Märchen? Darunter versteht man bei uns eine erlogene Geschichte. Sie meinen wohl Filet. Die Ostpreußin antwortet: Filet? Filet ist doch eine Handarbeit.

Viele solcher Anekdoten laufen um oder ließen

sich erfinden, angefangen von Ormuzd, der in Hannover die Welt erschuf. Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt, dem will er seine Wunder weisen. Auch die fremde Sprache nimmt den Reisenden oft Wunder. Sie hat sich umgedreht, so scheint es. Bist du denn ganz verwandelt? Aeußerlich wohl nicht; doch ausgewechselt ist dein Herz. Ist es möglich, ruft der wackere Landsmann in Norwegen aus, ist es möglich, daß man hier zu Lande Öl sagen muß, wenn man Bier haben will! Bei diesen verrückten Skandinaviern geht die Sonne im Käse auf und mit den Scheren schneiden sie ins Wasser! Oho, brummt er in England, eine Parade ist kein Appell; Ihr versteht nichts vom Militär! — Was, eifert er in Italien, ihr nennt hier die Fleischbrühe Brod, und für kaltes Wasser bringt ihr mir warmes! Soll ich Unglücklicher am Genfer See, qua rapitur praeceps Rhodanus genitore Lemanno, den alten Lehmann wiederfinden? — Lemannus Lacus bei den alten Römern. — Diese Semiten, räsonniert er ein drittes Mal, deren Schicksal ein Mädchen ist! Alles machen sie verkehrt, das habe ich schon in Egypten gemerkt, als ich arabisch lernte! Unser Kapitän war der Reis, die gnädige Frau hieß Sitte, aber eine Universität: Maitresse! Tausend lautete

nur elf, und ein Kalender entpuppte sich als ein Derwisch! Das ist zum Auswachsen mit dem Papperlapapp! Da möchte man nur immer umlernen! Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage: ein Nur im Arabischen zum Lichte, ein Dieb zum Schakal und Maimon, der alte Affe, zu einem Felix! Die Querköpfe bleiben nicht bei der Stange, nicht einmal die Makkabäer, denn die fuhren mit Stangen ins Gebirge.

Ach, man hat schon im Vaterlande seine Not, es steht mißlich genug mit der Sprache! — In Schlesien und in Posen sind die Ringe viereckig, Gott steh mir bei — in Süddeutschland essen sie Kummersalat und Schwammerl und trinken Most aus Äpfeln! Und wo kommen in Wien die vielen Wurzen her? — Doch nicht alle aus Wurzen. Ein Roßleber Diner, von den ehemaligen Schülern der alten Klosterschule Roßleben veranstaltet, hielten die Blätter für Pferdefleisch; und als bei einem Manöver in der Nähe von Neu-Ruppin der Befehlshaber wissen wollte, ob die Leute Arbeitszeug bei sich hätten, um die Position durch Schützengräben zu verstärken, deshalb an einen Zug heranritt und den Unteroffizier fragte: Habt ihr Spaten? — antwortete der Korporal stramm: Nein, Löwenbräu, Herr Oberst!

Zum Glück versteht unser Landsmann nicht alles, sonst käme er aus den Quidproquos gar nicht mehr heraus. Eine Hammelkeule heißt in Frankreich, wo sie ganz unvergleichlich zubereitet, mit Knoblauch und Sardellen gespickt und am Spieß gebraten wird, wohl einfach wie das Bein: le Membre, gewöhnlich aber: un Gigot. Das bedeutet wörtlich eine Geige. Es ist eben unser Geige, unser mittelhochdeutsches Gîge, woraus das französische Gigue entstand; Gigot verhält sich zu Gigue, wie sich Cuissot, Schlegel, zu Cuisse verhält. Wieder so eine französische Schikane, dächte vielleicht der Deutsche, wenn er die Herkunft des Wortes gleich durchschaute; und doch würde er sich diesmal täuschen. Denn diese beiden Ausdrücke, diese beiden Geigen hängen thatsächlich zusammen, das Zusammentreffen ist nicht ganz zufällig, wie bei einem Märchen. Thorheit, erwidert unser ehrenfester Bürger mit seinem gesunden Menschenverstand. Eine Hammelkeule eine Geige, schön! Spielt und singt etwa der Schinken wie ein Guarnerius? — Aber Liebster, Bester, Einziger, schade auf die Musik. Halte dich an das Wesentliche, betrachte einmal eine Hammelkeule mit dem Auge eines Bildhauers, eines Malers. Sieht sie nicht aus wie eine alte Fiedel? Sie verjüngt sich wie eine Geige; sie hat einen Bauch wie eine Geige; und einen langen, schmalen Hals wie eine Geige.

So befremdlich es klingt, aber der Schinken wird mit einem Streichinstrument verglichen, der Vergleich ist außerordentlich volkstümlich, zumal bei den Franzosen; wer lange Beine hat, von dem sagen sie, er habe große Geigen (de grandes gigues). Umgekehrt werden wieder die richtigen, die gewöhnlichen Hamburger, wenn sie unter sich sind, niemals von einer Geige oder einer Guitarre, sondern immer von einem Schapschinken (Schafschinken) reden.

Keule ist doch selbst eine augenscheinliche Metapher, die der Geige wenig nachgiebt; Schlegel ebenso. Ich glaube kaum, daß der Knochen damit gemeint ward, der Schenkelknochen eines Tieres war angeblich die erste Keule des Menschen; sondern das ganze Stück, der Braten machte den Eindruck einer hölzernen Keule, dieser ältesten Hieb- und Wurfwaffe aller Völker, die sich nach unten zu verdickt. Des allgemeinen Gebrauchs wegen fühlen wir nur das Bild weniger als das, welches in Gigot liegt.

Wenn die Bäckerjungen in Frankfurt am Main frische Bubenschenkel ausrufen, so könnten sie ebensogut: frische Geigen rufen, was sie in Bopfingen wirklich thun, denn dort backen sie lange Geigen. Es ist noch etwas Drittes, das in der Vorstellung des Volkes mit Beinen und Geigen

zusammenfließt, das ist eine längliche Birne, zum Beispiel die Birne Cuisse Madame.

Wenn also der Hammelbraten in Frankreich buchstäblich so wie eine deutsche Geige heißt, so ist das keine bloße sprachliche Marotte, sondern in den Anschauungen der sinnigen Menschheit tief begründet; bei einem ostpreußischen Märchen hat, wie gesagt, nur der Zufall gespielt, zwischen einem Rindermärchen und einem Kindermärchen findet ein logischer Zusammenhang nicht statt. Das Märchen im Sinne von Filet ist nur eine Entstellung von Mörchen, dies etwa soviel wie Mürbchen, mürbe heißt mör im Plattdeutschen. In Bremen, im Holsteinischen und in Pommern sagt man Mörbrade für Mürbebraten, in Ostpreußen sagt man Märbraten, Mehrbraten oder Märchen. Das Fleisch ist mürbe, keineswegs märchenhaft; dagegen knüpft sich an diesen Braten eine Art gastronomisches Märchen, wodurch allerdings von der mondbeglänzten Zaubernacht ein Schimmer auf unser Märchen fällt.

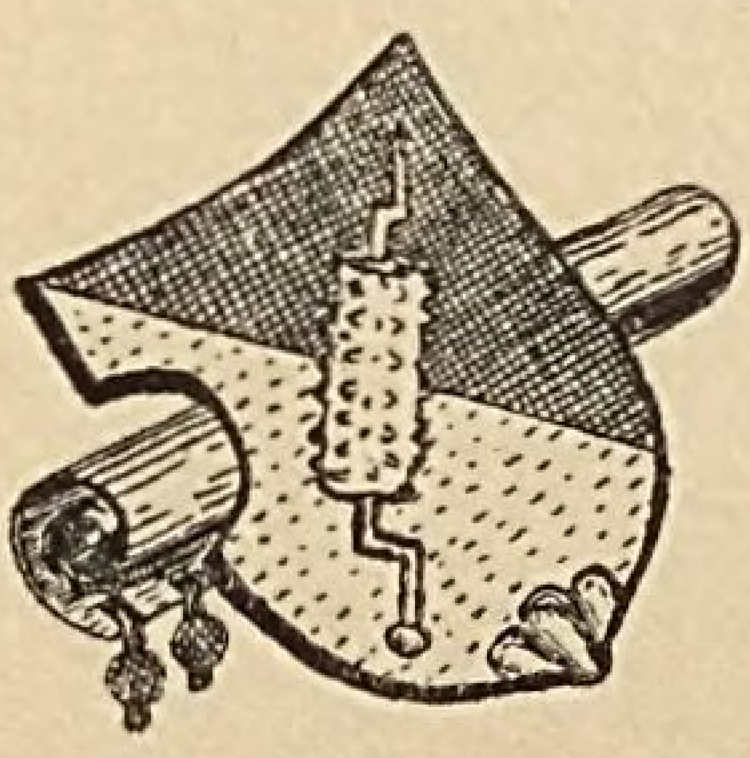
Das Wort Filet für das kostbare, unter den Nieren am Rückgrate sitzende Fleisch, den großen Lendenmuskel oder Psoas des Rinds ist französisch; der besagte Muskel wird wie das Zungenbändchen (le filet de la langue) mit einem zarten Geflecht verglichen. Dieses Filet, aus dem man auf dem Kontinent die sogenannten Beefsteaks macht, bildet

aber nur einen Teil, wie die Franzosen sagen: den geschmückten Teil (la pièce parée) des von Keule und Rücken abgelösten Lendenstückes, welches in Frankreich Aloyau oder la Surlonge genannt wird (beide Ausdrücke mit lateinisch Lumbus, Lende, zusammenhängend). Wie Filet, ist auch die Bezeichnung Surlonge wahrscheinlich von den Normannen mitgebracht und in England regelrecht in Surloin verwandelt worden. In der ersten Silbe Sur glaubten nun die humoristischen Engländer das Wörtchen, mit dem sie jeden anständigen Menschen, sogar jeden Hund anreden, eigentlich das Prädikat der Baronets und Knights, den Titel S i r zu hören; und deshalb machten sie aus Surloin: Sirloin, als ob Loin ein Name wie R o b e r t wäre. Den Braten so zu personifizieren, war echt englisch; zwei ungeteilte Nierenstücke bezeichnet man in England noch heute als den Baron vom Rind (Baron of Beef). Es hat daher an sich gar nichts Unwahrscheinliches, wenn es auch vielleicht nur eine etymologische Sage ist: daß der Sir Loin einmal vom Könige in der Weinlaune zum Ritter geschlagen und zum Aufstehen genötigt worden sei; „erhebt Euch, Sir,“ sagte er, indem er ihn mit der Fläche des Schwertes anrührte,

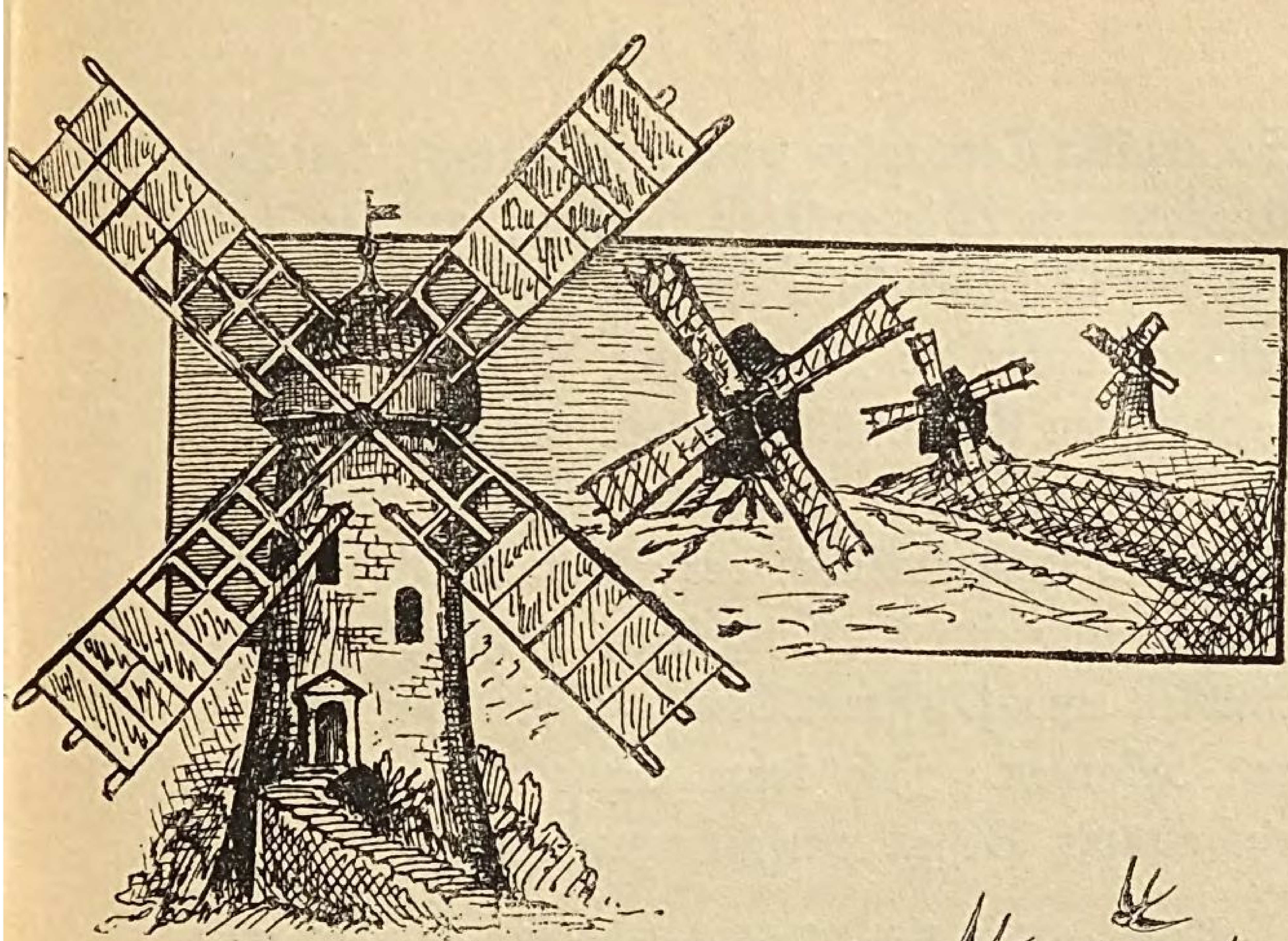
Zu Gottes und Marien Ehr,
Diesen Schlag und keinen mehr!
Seid kühne, biderbe und gerecht,
Besser Ritter, denne Knecht!

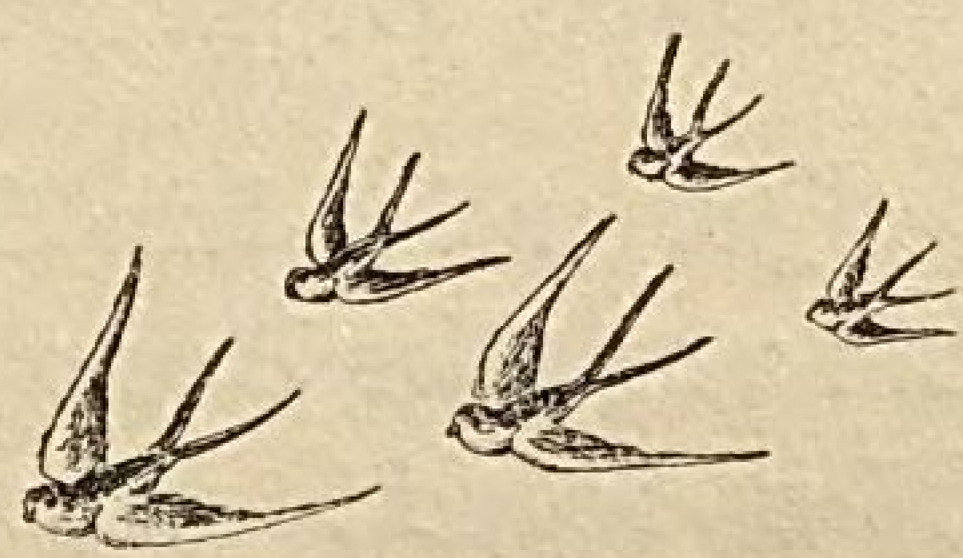
Ein solcher Ritterschlag lag ja gewissermaßen schon in der Anrede mit Sir, der König brauchte nur der gegebenen Anregung zu folgen und die Intentionen seines Volkes auszuführen — der mächtige Braten schien auf der Schüssel, gerüstet, geputzt, mit silbernen Spießchen bewaffnet, wie ein Knappe vor ihm zu knieen, vor seinen Augen zum Manne auszuwachsen, es fehlten auch nicht die Zeugen, die verbürgten, daß er wohlgeboren und unbescholtenen Lebens sei. Jeder Gang wurde bekanntlich im Mittelalter von einem Herold unter Trompetenschall angekündigt wie ein Gast; jede Schüssel feierlich wie ein Gesandter von gewappneten, ja mitunter von berittenen Dienern hoch zu Rosse hereingeleitet. Das Filet, meint Schultze, muß doch wohl von altem Adel sein, weil es immer Filet de Boeuf genannt wird. Selbst uns ist noch etwas von dieser Poesie übrig geblieben, wenn die Armen Ritter auf den Tisch kommen oder der Koch eine Charlotte macht. „Verraten, mein Teurer," sagte der alte Wrangel zu einem Offizier, der mit der Spitze seines Degens die Buchstaben SCH in den Schnee schrieb, indem er ihm auf die Schulter klopfte; „ich wette, Ihre

Liebste heißt Scharlotte?" — Nur daß der Mann seine Scharlotte bei Tisch vor Liebe aufißt, und daß die königliche Schwertleite an die Höflichkeit des Scharfrichters erinnert, der vor einem Könige von England niederkniete, bevor er denselben köpfte. Und das ist eben das Märchen vom Filet.



Das verschlungene Besteck.





Sein Magen verdaut so gewaltsam gut,
daß er könnte verdauen die Gabel.

Phyllis, die Gattin des Mopsus, in Platens Lustspiel: *Die verhängnisvolle Gabel*, dritter Akt.

Das Leben macht manchen Roman zur Wahrheit und die Wirklichkeit überbietet bisweilen die ausschweifendste Phantasie. Die seltsamsten Geschichten kommen nicht in den Büchern vor, sondern in der menschlichen Gesellschaft selbst, aus der sie die Dichter gewöhnlich erst entlehnen.

So erzählt Cervantes von dem Kampf, den Don Quijote mit Windmühlen bestand; voriges Jahr hat sich in Eydtkuhnen ein unglückliches Mädchen wirklich unter die Flügel einer in vollem Gange befindlichen Windmühle gestellt und sich zerschmettern lassen. Und Rabelais erzählt von dem Riesen Bringuenarilles, der sich von Windmühlen nährte und in Ermangelung derselben Kaffeemühlen und Pfeffermühlen aß, die ihm nicht so gut bekamen. Ich kenne Leute, die zusammen ein ganzes Besteck verschlungen haben.

Ich meine kein Beefsteak, sondern ein Besteck. Ein veritables Besteck, wie man's in Europa zum Essen braucht und als Patengeschenk erhält. Ein Messer, Gabel und Löffel enthaltendes Besteck, also an sich weiter kein schnurriges Besteck. Und ich meine „verschlungen“ im fürchterlichen Sinne, nicht im Sinne des ehrlichen Graveurs, der unterm 8. August 1885 zu München liquidierte: Ein Petschaft von Messing verschlungen macht 7 M. 50 Pfg.

Ach, es soll auch keine Charybde sein, der unser Schiller den becherverschlingenden schwarzen Mund andichtet. Wenn es bloß darauf ankäme, Geschirr ins Wasser zu werfen, da würde viel verschlungen. In Rom, in der Villa Farnesina sind einmal bei einem Diner die goldenen

Schüsseln und Teller in den Tiber; bei Zeithain, als August der Starke sein großes Lustlager dort aufgeschlagen hatte, 30,000 neue hölzerne Teller auf Kommando in die Elbe geworfen worden. Es soll der Mund eines ordentlichen Menschen sein, der nicht einmal schwarz zu sein braucht. So zu sagen ein Eisenfresser, der etwas los hat. Ein Eßbesteck, verschlungen von dem Individuum, das damit ißt, bedarf wohl der Erklärung.

Es war am 15. November des Jahres 1874, daß ich in Rom vom Tarpejischen Felsen herabgestürzt ward. O Gott. Das fängt gut an! — Nun, nun, es war damals, daß ich in einem Landauer vom Tarpejischen Felsen auf den Bahnhof fuhr, um nach Florenz zu reisen. Ich hatte nämlich auf dem Tarpejischen Felsen, in dem Deutschen Hospitale, das nach dem Tarpejischen Felsen: Casa Tarpea heißt, eine Krankheit überstanden. Da ich wieder gesund war, sollte ich nach dem Willen des Herrn Dr. Erhardt Rom für einige Zeit verlassen, um die Luft zu wechseln. Das wird immer so gemacht, wenn man das Malariafieber gehabt hat. Ich kam also mit heiler Haut und besser als Manlius Capitolinus vom Tarpejischen Felsen weg, ging wohlgemut nach Florenz und hier auf die Empfehlung eines Landsmanns in ein italienisches Haus, zu der Signora Luisa Cipriani, die so recht, wie es heißt, fiorentino

spaccato sprach und auf der Via della Spada, nicht weit vom Palazzo Strozzi, ein paar Zimmer zu vermieten hatte. Einer ihrer Söhne hieß Hamilkar, er hat sich als Anarchist einen Namen gemacht und angeblich 1892 die Dynamitattentate in Brüssel ausgeführt; der andere Sohn hieß Ägisthus, italienisch Egisto, und sein Geschick war tragisch; die Florentiner nannten ihn nicht anders als den Gabelmann (uomo della forchetta). Es heißt, Italien sei das Land und Florenz die Stadt, wo man zuerst mit Gabeln gegessen, von wo aus die Gabel mit der nützlichen Brille und dem Goldgulden ihren Siegeszug angetreten habe. Noch im 17. Jahrhundert war ein Engländer, der seine Tour of Europe machte, von der zierlichen Art entzückt, wie die Italiener aßen; der Mann hieß Thomas Corgate und beschrieb seine Reise (1611) unter dem seltsamen Titel: Crudities, nahm auch aus Florenz ein paar Gabeln mit nach London, weshalb er den lateinischen Beinamen: Furcifer erhielt. Man hätte ihn auch: Tridentifer nennen können, denn der Dreizack des Neptun, der Tridens, ein Fischerwerkzeug, mit dem noch heute in Italien und in Norwegen die Fische gestochen werden, oft auch ein Fünfzack, ein Siebenzack und ein Zehnzack, lateinisch Fuscina, italienisch Fiocina, ist offenbar mehr noch als die Fleischgabel, mit welcher die Köche das

Fleisch aus dem Topfe nahmen, das Vorbild unserer Gabel; die Fidschi-Insulaner, die dieses Gerät lange vor den Europäern in Kasuarineenholz nachahmten, brauchten es bei ihren Menschenfraßen. Noch spät im Mittelalter, so noch nach einem Inventare von 1469, bestand das ganze Besteck, das der Wirt seinem Gaste bewilligte, aus dem Löffel — das Messer führte er selbst bei sich; die Gabel war und blieb ein Luxusgegenstand, den manche Kongregationen, zum Beispiel die des heiligen Maurus, ihren Mitgliedern ausdrücklich untersagten. Die Stadt Florenz brachte nicht nur die Gabel, sondern auch den Gabelverschlucker hervor, den löblichen Egisto Cipriani. Ja, er hatte wirklich eine Gabel verschluckt, eine an 21 Centimeter lange, metallene Gabel, man konnte die Zinken fühlen; und er trug sie in eminentem Sinne — variatio delectat — bei sich. Das war nämlich so zugegangen. Ägisth saß eben mit ein paar guten Bekannten im Tivoli; man sprach von dem Jongleur Ling-Long, der damals als Eisenfresser auftrat. Man kennt solche Degenschlucker — sie üben sich mit Gummiröhren, die sie in den Schlund einführen, stumpfen sich damit die Nerven ab, um den Brechreiz zu überwinden, und bringen es am Ende dazu, eine Degenklinge, sogar mehrere Klingen auf einmal so durch die Speiseröhre

in sich hineinzupraktizieren, daß die Spitze den oberen Magenmund berührt. Es kann nicht ausbleiben, daß dabei diese enge, das Zwerchfell durchsetzende Röhre, der engste Teil des gesamten Verdauungsapparats, unnatürlich erweitert und der Magen, welcher die linke Seite der Bauchhöhle einnimmt, unterhalb des Zwerchfells etwas nach rechts herübergezogen wird. Das wollte er doch gleich einmal probieren, Egisto Cipriani, mit einer Gabel probieren, wie sie gerade da lag — anch' io, sagte er, sono giocolatore! — Nun also nach der Kunst: den Kopf zurückgelegt, so weit nach hinten, daß die Oberkieferzähne senkrecht über der Schlundöffnung standen — und hierauf die Introduzione. Indem so verschluckte er sich und nahm die Gabel zu sich — er erschrak und stach sich die Gabel in Schlund wie der Eheherr Salomes in Arkadien, da er just Kartoffelsalat aß — das Luderchen war hinunter, ehe er sich's versah, und rutschte ihm eiskalt und rasselnd ins Eingeweide. Da hatte er's, intus hatte er's, das war seine Klytämnestra — nun konnte er sehen, wie er's däute. Nachgerade gewöhnte sich der Mann an seine unzertrennliche Gefährtin, er schlug Kapital daraus: hoch aufgerichtet ging er über die Piazza della Signoria wie ein Gabelkönig, stramm, als ob er ein Lineal verschluckt hätte. Er trug seine Gabel wie der Herzog von

Ferrara sein Schicksal — mit immer gleichem Mute; und sie trug ihm hinwieder manches Gabelfrühstück, ja sogar eine Reise nach Paris ein, wo er in der Ecole de Médecine beobachtet werden sollte; er kam eben von Paris. Das war der Moment, wo ich ihn kennen lernte — ich habe oft mit ihm gesprochen, er bediente mich — soeben wird mir aus Florenz geschrieben, daß er vor einigen Jahren an seiner Gabel zu Grunde gegangen sei.

Beneide mich nicht um diese Bekanntschaft, lieber Leser; das ist nichts Außerordentliches. Hast du noch niemals ein Hufeisen in der Suppe gefunden, wie weiland Eisele und Beisele an der Wirtstafel in Prag? — Auch das bemerkt der weise Hofmeister, auch das, mein Sohn, könnte der menschliche Magen vertragen, wenn er darnach eingerichtet wäre. Ist dir niemals, etwa in Alexandersbad bei Wunsiedel, ein Student mit einem Messer im Leibe vorgekommen? — Auch Messer werden nämlich verschluckt, sogar Rasiermesser und hier bei uns zu Lande; thatsächlich verschluckt wie diese Florentiner Gabel, nicht bloß mehr oder weniger tief eingeführt, wie von den Degenschluckern, die es strenggenommen gar nicht sind. Bei einem Mechanikerlehrling in Berlin vor ein paar Jahren (Februar 1890) derselbe Vorwitz, dieselbe, nur diesmal noch erlassene

Strafe. Die Anlässe zu diesen abenteuerlichen Einverleibungen sind verschieden: bald gilt es eine alberne Wette, bald ein Hausmittel anzuwenden, bald einen Versuch zu machen — der Mechanikus wollte es wie Ägisthus den Degenschluckern nachthun; er benutzte ein messerartiges, 16,5 cm langes, 1 cm breites Eisen zu seinen nützlichen Uebungen. Dabei entglitt ihm das Objekt, fuhr ihm sein Degen ohne Stichblatt aus den Fingern und nahm denselben Weg wie vorhin. Obgleich auch dieser improvisierte Eisenfresser nur über einen gewissen Druck in der Magengegend klagte, hielt es sein Vater doch für angezeigt, ihn nach dem Zentraldiakonissenhaus zu bringen: und da der Fremdkörper nicht anders zu entfernen war, entschloß sich die Chirurgie zu einem Kaiserschnitt. Einen solchen führte Herr Professor Rose glücklich aus, das Messer konnte herausgezogen und der Patient nach sechs Wochen dem Vater zurückgegeben werden. Ein ganz ähnlicher Fall hat wiederum im vorigen Jahrhundert die Kollegen zu Königsberg beschäftigt. Hier hatte ein Litauer, der sich unwohl fühlte, das Heft eines Rasiermessers genommen und in den Hals gesteckt, um sich dadurch zum Brechen zu reizen, denn dies ist, wie gesagt, die nächste Wirkung derartiger Manipulationen; man steckt wohl zu dem Ende auch den bloßen Finger

oder, nach Art der alten Römer, eine Federpose in den Hals. Das Messer war unserm Hans Jochem ebenfalls entfahren und in den Magen hinabgegangen. Er wurde von einem berühmten Steinschneider, Daniel Schwabe, operiert; das herausgenommene Messer und das Porträt des Bauern hängt noch in der Königsberger Universitätsbibliothek.

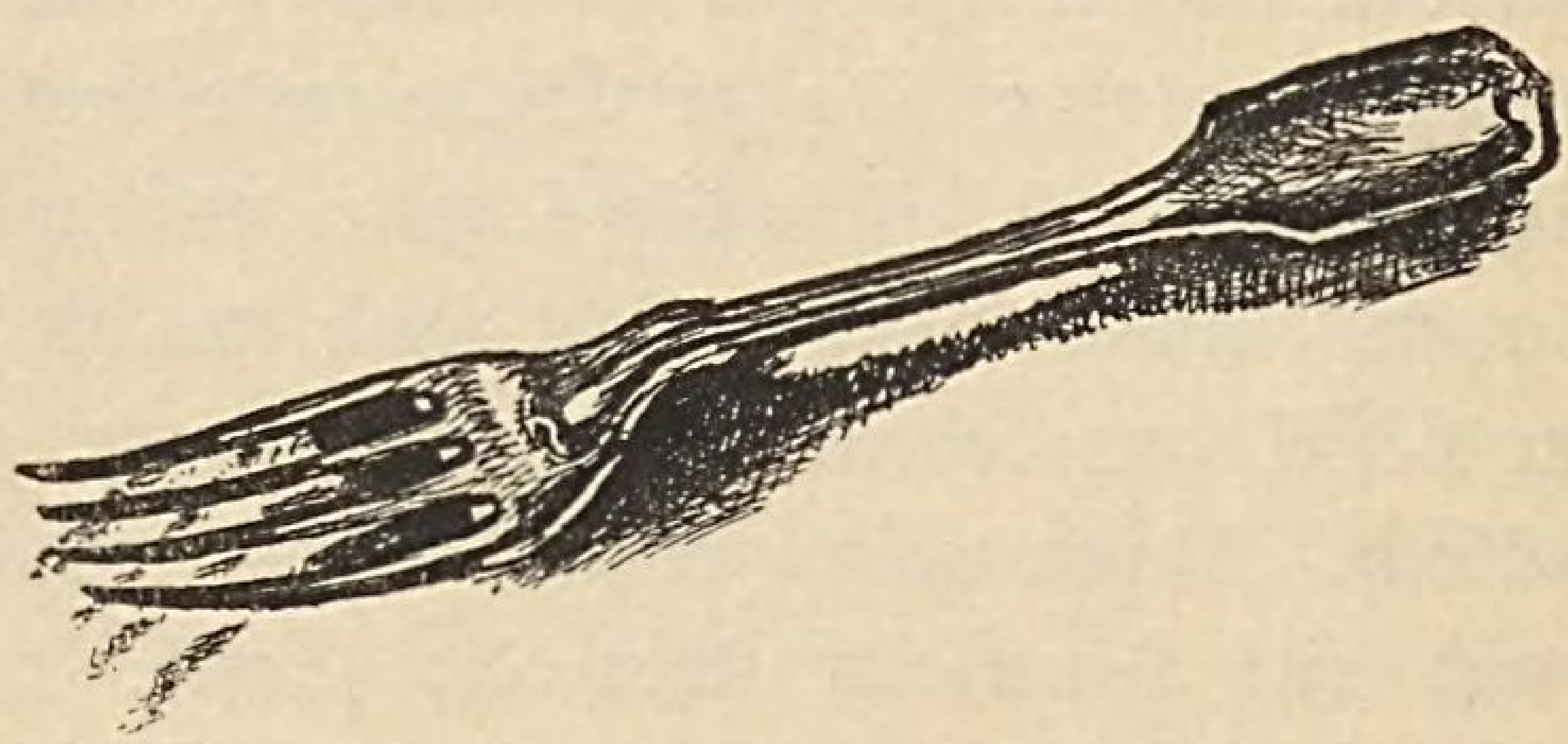
Bleibt nun noch der Löffel übrig. Es wäre hübsch, wenn sich auch noch ein Löffelchen auftreiben ließe, so hätten wir ja das Eßbesteck komplett. Dutzendweise sind die Löffel verschluckt worden, Eßlöffel und Theelöffel, silberne, neusilberne, blecherne, hölzerne Löffel; dutzendweise sind sie von den Ärzten wiederherausgeholt und entweder bei Lebzeiten oder nach dem Tode der Inhaber zu Tage gefördert worden, das letztere freilich am häufigsten. Namentlich die Geisteskranken stehlen die silbernen Löffel wie die Elstern, nach denen dergleichen Gelüste (picae) heißen, um sie da zu verstecken, wo sie wahrhaftig niemand finden kann: in ihrem eigenen Leibe. Im Mittelalter betrachtete man dergleichen Einverleibungen als Geschosse, die von den Hexen durch einen Hexenschuß geschleudert worden seien; man glaubte, die Hexen brächten vermittelst eines Albschosses bald (euphemistisch) gute Dinger oder Holden, bald Haarballen, Nägel,

Nadeln in den Körper. Der Professor Gaßner in Salzburg hielt es (1870) für ein Merkmal der Besessenheit, wenn einer Nadeln, Nägel und Glasscherben erbreche; wenn Wahnsinn Besessenheit ist, so hat er ganz recht. In der Melbourner Zentralirrenanstalt wurde kürzlich die Leiche einer dort Verstorbenen beschaut. Der Schauarzt fand dabei im Magen und in anderen inneren Organen folgende Gegenstände: zunächst in den Därmen drei neusilberne Löffel, die man in der Anstalt seit Monatsfrist vermißte. Ferner an einem anderen Orte den Schließkolben einer Thür. Ferner zwei dreieckige Stücke Glas im Magen. Außerdem hatte man der Kranken erst vor drei Tagen ein 15 Zentimeter langes, 3 Zentimeter breites Stück Stahl aus der Kehle gezogen. Aber das Frauenzimmer war nicht etwa an diesen Fremdkörpern gestorben, sondern an Gehirnerweichung. Und erst vor wenigen Jahren ist in einer der vielen Irrenanstalten der Stadt New York, auf der Wards-Insel im East River, ein gewisser August Geyer gestorben, in dessen Magen zwei silberne Theelöffel gefunden wurden. Aber auch Leute, die ihre fünf Sinne beisammen haben, stecken gelegentlich in den Magen, was man kaum in die Tasche steckt. „Ich habe tausend Teufel im Leibe, die mir alle diese Schmerzen

bringen!" — jammerte der Galeerensklave Bazile auf dem Sterbebette. Bei der Sektion fand man in seinem unglücklichen Magen: Bruchstücke von Faßreifen, Splitter von Eichenholz, eine Bleiröhre, Schnallen, Fensterglas, Leder, einen Pfeifenkopf, ein Klappmesser und, last not least, diverse Blechlöffel und Holzlöffel.

„Ein Schelm, wer seine Suppe nicht ißt, Cocu qui ne mange pas de soupe!" rief der Kurfürst, als man sich zu Tische setzte und der Freiherr von Kyau keinen Löffel hatte; man wollte ihn uzen. Unser Baron, nicht faul, machte sich einen Löffel aus seinem Brot und suppte ganz gemütlich. Dann nahm er das Brot, verzehrte es und rief seinerseits über die Tafel: „Ein Schelm, wer seinen Löffel nicht ißt, Cocu qui ne mange pas sa cuiller!" — Man sah sich an und lachte. Wie wenn einer der Höflinge Ernst gemacht, den Löffel aufgehoben und hinuntergeschlungen hätte? Davon schreibt Paulus nichts. Aber die Sache ist schon im Altertum dagewesen. Die alten Griechen hatten beim Essen weder Messer noch Gabel, sondern brauchten ihre Finger; Suppen und Pürees aber aßen sie mit Hilfe eines Löffels. Nun, dieser Löffel, der: *Μυστίλη* hieß, war oft weiter nichts als ein ausgehöhltes Stück Brot, wie der Löffel des Freiherrn von

Kyau. Mit Brot löffeln nannten die Athener: μυστιλᾶσθαι. Solche von der Gattin mit ihrer weißen Hand ausgehöhlte Brotlöffel bringt der Wursthändler dem Demos in den Rittern des Aristophanes (1168).



Das Dukatenmännchen.
Der Magen als Geldbeutel.

Practica est multiplex.

Unsere besten Boten sind wir selbst — und unsere besten Kassierer sind wir selbst — und einen Säckel, da kein Dieb zukommt, hat man an seinem Magen. Was geht über einen Arnheim, den man bei sich trägt? Wo ist ein Bramah-Chubb-Schloß wie der Zaun der Zähne? Welcher Pförtner wäre zuverlässiger als der Pylorus? — Der fährt nicht nach Alexandrien. Laß dir's gesagt sein, Harpagon. Du schreist Mord und Zeter, weil du deine Kassette verloren hast. Warum bist du auch so unpraktisch. Du auch Shylock? Deine eigene Tochter? Dein eigen Fleisch und Blut empört sich? Ja hättest du wirklich dein eigen Fleisch, den alten faulen Sack, wie es Luther nennt, genommen! Du mußtest es machen wie

Simon Benary und wie der Sohn Baruchs bei der Belagerung Jerusalems: sie fraßen das Geld, damit es nicht Titus in die Hände fiele. Es könnte Dir nur passieren, daß Du dann an Stelle des Kaufmanns angeschnitten würdest. Aber Du pfiffst darauf. Du stürbest mit deinem Schatze. Du sagst ja selbst: Ihr nehmt mein Leben, wenn ihr die Mittel nehmt, wodurch ich lebe. Was ist ein Leben ohne bares Geld? Ich werf es hin, da sein Gehalt verloren.

Der Magen, sagt Oken, ist ein weiter, häutiger, gegen die Speiseröhre und den Darm offener Sack, ungefähr von der Gestalt eines gebogenen Weidsacks. In Frankreich und in Deutschland wird der Magen vom Volke geradezu Sack genannt. Gewöhnlich füllen wir diesen Sack mit Nahrungsmitteln; der Wurstmacher benutzt ihn häufig anstatt des Darms; vielleicht hat auch einmal ein Beutler einen Geldbeutel daraus gemacht. Den Jägern dient ja die beutelförmige Haut am Halse der Raubvögel als Börse und die Blase einer Wildsau als Tabaksbeutel; der große Riese Gargantua führt sein Geld in einem Elefantensacke, Panurg das seinige in einem Hammelsacke bei sich. Aber wenn alle Stränge reißen, kann man allenfalls das Geld in seinen eigenen Magen stecken.

Daß Leute in Gefahr, namentlich auf Reisen,

in Räuberhöhlen auf den Gedanken kommen, ihre Wertgegenstände zu verschlucken; daß sie, wie die Araber sagen, ihre Barschaft zwischen Leib und Seele bergen, ist eine bekannte Sache. Im Naturzustand verfallen alle Menschen auf dieses Auskunftsmittel; die erfinderischen Frauen vollends wissen gar die natürlichen Taschen, die sie haben, alle hervorzusuchen und zur Geltung zu bringen, daß es einem um eine darunter leid thut. Zunächst nehmen alle portemonnaielosen Völker ihre paar Groschen in den Mund. Sie sind wie die Morgenstunde, der die Goldstücke und die Ringe und die Diamanten und Perlen in den Sagen der Völker nur so aus dem Munde und aus den Haaren fallen; oder wie die Dame in Leipzig, die ein goldenes Gebiß hat. In den Monumenta Germaniae kann man (II, 84) lesen, daß dies bei den Deutschen Brauch war; in der zweiten Makame des Hariri macht es der Dichter Abu Seid so. Er singt vor Hareth Ben Hemmam das Lob des Goldes und bekommt dafür ein Goldstück — dieses schiebt er in seinen Mund und spricht: Gott erhalte mir's gesund! — Dann macht er auf Bestellung ein zweites Gedicht, in dem er das Gold tadelt. Dafür bekommt er wieder ein Goldstück — und er schiebt's mit Dankgeflister in den Mund zu seinem Geschwister. Ja, der Araber nimmt

seine Machbubzechinen und seine Perlen in den Mund. Von jeher hat er das gethan. Ein Kaufmann aus Tausend und eine Nacht gewinnt zehn große Perlen, näht acht in sein Kleid ein und steckt die übrigen beiden in den Mund. Ein Dieb hat ihm zugesehen, überfällt ihn mit seinen Spießgesellen und nimmt ihm die Robe weg; der Mann tröstet sich mit den beiden Perlen, die er noch im Munde hat. Wie gewohnt die Menschen der Urzeit waren, den eignen Mund als Beutel zu betrachten, geht aus einer Erzählung der jüngeren Edda hervor (Gylfaginning 56). Der Riese Thjasi in Trymheim teilt sich mit seinen beiden Brüdern in einen Schatz: jeder nimmt soviel Gold als er in den Mund bringt, also ein Maulvoll. Noch im Tode pflegten sie das Reisegeld, mit dem sie in die andere Welt zu kommen hofften, auf diese Weise mitzunehmen, nicht bloß in Griechenland, wo den Verstorbenen ein Obolus als Fährlohn für den Fährmann Charon in den Mund gesteckt ward, sondern auch in Deutschland und in Frankreich, denn die Sitte ist weitverbreitet — bis auf den heutigen Tag begraben deutsche Bauern eine Leiche mit einem Geldstück im Munde.

Will der Mann aber ganz sicher gehen, so bietet sich kein besseres Plätzchen als der Magen; hier findet's niemand. Er kann es nur nicht

gleich wieder wegnehmen. Es giebt Sparbüchsen für die kleinen Zwanzigpfennigstücke, die nicht aufgehen; erst bei dem letzten Einwurf springen sie durch eine Feder, die dann frei wird, mit einem Male auf. So springt gleichsam der Magen in einer gewissen Zeit von selber auf; er erscheint wie eine geheime Tasche, die nicht zu entwenden ist, und wenn der Kerl nackt ausgezogen werden sollte; wie ein unsichtbarer Säckel, der sich zur bestimmten Stunde privatim öffnet. So sonderbar die Rechnung auf den ersten Blick erscheint, so oft ist sie gemacht worden, nicht bloß im Orient; und zwar bald von ehrlichen Leuten, die nicht bestohlen werden wollten, bald von Verbrechern, die gestohlen hatten und nicht ertappt werden wollten.

Die englischen Taschendiebe pflegen, auf frischer That ergriffen, den gestohlenen Gegenstand, Ring, Edelstein, Sovereign blitzschnell zu verschlucken. Die Polizei kennt diesen Gaunerkniff, kann aber nichts dagegen machen, der Bauchschnitt ist unzulässig. Der Dieb kommt also frei, er ist ein Ehrenmann; zu Hause beginnt derselbe seine Kartoffelkur, das heißt, er vertilgt tagelang große Quantitäten Kartoffeln, indem diese den Fremdkörper einhüllen und mitfortnehmen wie ein Fluß. Der Erfolg bleibt nicht aus. Billroth verordnete besagte Kartoffelkur, die doch

zweckentsprechend sein muß, einem Wiener Knaben, der ein Dekagewicht von Messing verschluckt hatte. Fas est et ab hoste doceri.

Auf alle Fälle ist damit das Corpus delicti vorläufig aus der Welt geschafft — dies, der ausgezeichnete Versteck, kann manchmal die Hauptsache sein. Oft will einer die Sache gar nicht wieder haben, sondern nur verstecken. So giebt es Wechselfresser, die auf diese Weise das Accept verschwinden lassen und dem Gläubiger den verfallenen Wechsel vor der Nase wegschnappen, indem Wechselforderungen keine Gültigkeit haben, wenn man den Wechsel nicht produzieren kann; Kontrakte, Eheversprechen, alles haben die Leute schon gefressen, um ihren Verpflichtungen zu entgehen. Ein Dame aß an der belgischen Grenze die Spitzen auf, die sie verzollen sollte. Vor ein paar Jahren (im März 1886) wurden in Schaffhausen zwei Herren und zwei Damen wegen eines Banknotendiebstahls verhaftet. Bei der Verhaftung verschluckte der eine Hochstapler ein Papierchen. Sofort wurde ihm ein Brechmittel verabreicht und mit dessen Hilfe ein Gepäckschein entleert, über Güter lautend, die auf der Badischen Bahn aufgegeben worden waren. Die Kolli wurden ermittelt; sie enthielten bedeutende Werte.

Gewöhnlich aber ist der Kalkul doch: daß man das Depot vom Magen wie von einem

ehrlichem Makler wiederbekommen werde. Als Kleopatra ihre wundervolle Perle in Essig auflöste und durch die Gurgel jagte, wollte sie nichts wiederhaben; gewöhnliche Sterbliche sind weniger großmütig. Und wenn's nur Pfefferkörner wären, die die Kroaten in der Gegend von Warasdin verschlucken, um sie später, wenn sie wieder abgegangen, zu Liebeszauber zu benutzen; auch Muskatnüsse werden zu diesem Zwecke genossen. Aber es giebt noch andere Dinge durch den Körper hindurchzutreiben als Pfefferkörner. Die Bahrain-Inseln im Persischen Meerbusen sind von langer Hand her durch ihre Perlenbänke berühmt; das Auslösen der Perlen aus den Muscheln wird aufs Schärfste kontrolliert. Die Arbeiter, die es besorgen, sind nackt; leider, leider haben sie noch das natürliche Täschchen, das man ihnen nicht abnehmen kann. Sobald der Sklave die Hand zum Munde führt, also eine Perle beiseite zu schaffen verdächtig ist, wird er augenblicklich gebunden und mit Ricinusöl behandelt — ja, die Dinger sind kostbar, die Fischerei wirft jährlich an acht Millionen Mark ab, nicht den Fischern. Dieselbe Vorsicht wird auf Ceylon angewendet, denn auch hier stehlen die Eingeborenen durch Verschlucken, wenn sie die Perlmuscheln auf Perlen untersuchen; desgleichen auf Borneo bei der Diamantenwäscherei.

Der berühmte Sancy, ein großer, birnförmiger Diamant vom reinsten Wasser, ist dagegen auf diese Weise vor Räubern gerettet und seinem rechtmäßigen Besitzer erhalten worden. Nämlich dem Sieur de Sancy, von dem er den Namen hat, der ihn im Jahre 1580 dem portugiesischen Kronprätendenten Don Antonio de Crato abkaufte, und in dessen Familie er über ein Jahrhundert verblieb. Um Heinrich IV. bei seinen Ansprüchen auf den französischen Thron behilflich zu sein, wollte der Sieur, ein eifriger Hugenotte, den prachtvollen Stein versetzen; er vertraute ihn zu dem Ende einen alten Diener an, der ihn den Metzer Juden bringen sollte. Der Überbringer wurde angefallen und wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er das Pfand verschluckte, kam aber bei dem Strauß ums Leben. Da der Diamant weg war, ließ Sancy den Leichnam öffnen und fand ihn auch wirklich im Magen des treuen Boten.

Der wackere Mann hat also genau dieselbe Rolle gespielt wie der Fisch, der den Ring des Polykrates verschluckte, eine Geschichte, die sich sehr oft wiederholt. Die der großen Diamanten ist oft ziemlich mythisch und schwer zu kontrollieren; zum Beispiel wird der Sancy bisweilen für den Diamanten ausgegeben, den Karl der Kühne in der Schlacht bei Murten (22. Juni

1476) verlor und den dann ein schweizer Soldat für einen Gulden an einen Geistlichen verkaufte, während das nach anderen der „Großherzog von Toscana“ gewesen ist, der Sancy dagegen von demselben Herzog Karl dem Kühnen ein Jahr später (5. Januar 1477) in der Schlacht bei Nancy mit dem Leben verloren worden sein soll. Es scheint, der Herzog hatte viele Diamanten zu verlieren, er streute Diamanten wie ein alter Rock Knöpfe. Er soll noch einen dritten an seinem Hute getragen haben. Mir scheint, er ist ein Narr gewesen, denn er hätte seine Brillanten, wenn er sie mit in die Schlacht nahm, doch lieber in die Tasche stecken sollen. Auch Napoleon I. trug in der Schlacht bei Waterloo einen herrlichen Diamanten auf seinem Degenknopf, den sogenannten Regent und verlor ihn auch. Quos Deus perdere vult, demantat prius.

Manche alte Münze und Medaille, die der Liebhaber seiner Sammlung einverleibt und sorgfältig gereinigt im Kästchen aufbewahrt, hat einen Weg gemacht wie der Sancy-Diamant; der beigelegte Zettel, welcher in einer ordentlichen Münzsammlung unter anderem auch über die Art der Erwerbung jedes einzelnen Stückes Auskunft geben soll, erzählt oft wahre Märchen.

Im Jahre 1676 bereiste der französische Numismatiker Jean Foy Vaillant im Auftrage Colberts das alte Römische Reich, Ägypten, Persien und andere schöne Gegenden, um Medaillen der Kaiserzeit zu sammeln. Auf der Heimreise wurde er von einem Korsaren aufgegriffen und nach Algier gebracht, hier aber wieder frei und von dem mitleidigen Mauren sogar im Besitze seiner Aurei und Solidi gelassen. Er schiffte sich nach Marseille ein. Wiederum wurde das Schiff von Seeräubern verfolgt. Jetzt entschloß sich der Gelehrte kurz und gut, seine Goldstücke zu verschlucken. Übrigens erhob sich diesmal ein Wind, die Piraten konnten nichts machen, und unser Sammler kam mit seinem Kabinett im Leibe glücklich in der Nähe der Rhonemündungen ans Land (1680).

Nun aber war er in nicht geringer Verlegenheit: sein Gold, sein Pfund, sein Talent verursachte ihm Magendrücken. Er befragte die Ärzte, die zuckten mit den Achseln. Die Natur kam ihm zu Hilfe; als er in Lyon anlangte, hatte er bereits die Hälfte seiner Münzen wieder. Er kackte thatsächlich Gold wie ein Dukatenmännchen oder wie der Goldesel in Grimms Märchen oder wie der goldmachende Vogel im Pantschatantra. Wie die Sonne der Karaiben, die den das Eldorado bedeckenden Goldstaub:

als Sonnen-Caca betrachteten. Er besprach sich mit einem Freunde, der ebenfalls ein eifriger Sammler war; er zeigte ihm, was er bereits in die Welt gesetzt hatte, und beschrieb ihm, was er noch erwartete. Zum Beispiel noch einen Otho, für den unser Freund ein Auge gegeben hätte. Die Münzen des Kaisers Otho sind wegen dessen kurzer Regierungszeit die seltensten römischen und so geschätzt wie die, welche der Baron von Neuhof als König von Korsika schlagen ließ. Diesen Otho mußte er haben, gleichviel um welchen Preis, noch heute, lieber Vaillant, noch heute! —

Wirklich war Vaillant in der Lage, den Liebhaber schon in ein paar Stunden zu befriedigen. Die interessanten Exemplare kamen in das Kabinett von Versailles, das durch seinen Eifer das reichste Europas wurde; sie befinden sich jetzt in der Nationalbibliothek zu Paris.

Die Reisenden, welche ihr Geld in den Eingeweiden mitnehmen, werden von den Beduinen Goldmägen genannt, und es ist mißlich, den Verdacht eines solchen zu erwecken. Man riskiert das Harakiri, zum mindesten Koloquinten und Krotonöl. Noch in unserem Jahrhundert sind dergleichen Drastika in Tunis angewendet worden.

Nebenher läuft die andere Methode, die Pretiosen vor der Reise in ein ovales Büchschen und dieses in eine zu dem Behufe (am linken Oberarme) geschnittene Wunde zu stecken, worauf es wie eine Kugel in einer Schußwunde eingekapselt wird.

In Tongking, in dem Lazareth zu Pnom-Penh lag ein verwundeter Rebell birmanischer Abstammung. Der Arzt, Herr Dr. Maurel, untersuchte ihn: in dem subkutanen Zellgewebe entdeckte er Knötchen, die sich wie eingekapselte Schrotkörner anfühlten. Da der Patient ein Räuberleben geführt hatte, schrieb sie der Doktor alten Schußwunden zu. Der Birmane starb, die Leiche ward seziert. Da ergab sich nun die überraschende Thatsache, daß die Knötchen, die über den ganzen Körper, vorzugsweise über den Rumpf und die oberen Gliedmaßen verbreitet waren, nicht Schrot, sondern Gold enthielten. Kleine, winzige Scheiben von Gold und Silber, etwa 3 mm im Durchmesser und 0,5 mm stark; daneben Edelsteinchen, Rubine, Topase, Smaragde und Saphire. Offenbar hatte sich der Mann eine Geldkatze aus seiner eigenen Haut gemacht. Practica est multiplex; das Prinzip im Grunde genommen ganz dasselbe.

Es war früher recht gewöhnlich und noch heute, wenn man nach Amerika geht, oder wenn

man wie Frau Müller aus Berlin in Kapstadt einer südafrikanischen Gesellschaft Diamanten stiehlt und mit dem englischen Dampfer Mexican die Reise nach Europa antreten will, beliebt — das Reisegeld in seine sieben Sachen einzunähen, die man aber dann im Gasthof besser nicht hinaushängt.

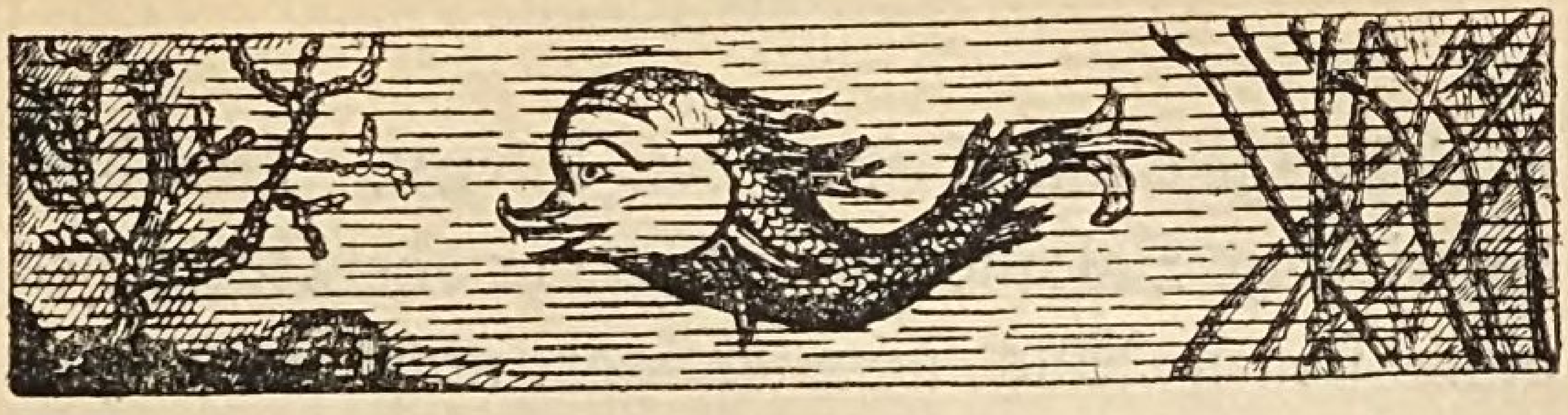
In Genua lief vor zehn Jahren ein Original, ein Mann herum, der mit Banknoten und Geld benäht war wie Herzog Karl der Kühne mit Brillanten — das Richtige ist das Einnähen ins Futter. Du sollst das Geld einnähen in den Hut der Geduld, in den Mantel der Liebe und in den Sack des Glaubens, sagt Geiler von Kaisersberg zum Pilger. Aus dem Simplizissimus ist bekannt, wie sein sechster Herr im Kriege, der geizige Dragoner jeden Blomeuser in seine Kleider nähete und wie die liebe Einfalt nachmals seine alten Hosen, in denen er eine ziemliche Anzahl Dukaten eingenähet verlassen hatte, erbte und anatomierte (II, 30).

Unsere Kleider sind eine andere Haut oder umgekehrt: unsere Haut ist das ursprünglichste Gewand; in sie können die Blomeuser so gut eingenäht werden wie in die Hosen. Der Magen ist die Hosentasche; sie hat sogar ein Loch. Diese ist das wahre Kalifornien; sie führt Gold wie ein Paktolus. Sie gleicht Luthers gespicktem

Beutelchen — was in Hosen und Wams steckt, Fleisch und Blut, ist von der Welt, der Geist aber ist das kleine Beutelein, da Patengeld, ungarisches Gold inneliegt.



Der Magen
als Schlüsselkörbchen.



Was mag es wohl für ein Fisch gewesen sein, der den Ring des Polykrates verschluckte? — Ich denke ein Kabeljau. Denn dieser Nimmersatt frißt Alles, was er nur bewältigen zu können meint, schnappt wenigstens danach, selbst nach vollkommen ungenießbaren Dingen, wenn sie glitzern und seine Aufmerksamkeit erregen. Doch nein, im Mittelländischen Meere fehlt der Kabeljau. So wird es wohl ein Thunfisch gewesen sein. Was war das wohl für ein Fisch, der das famose Siegel Salomos verschluckte? —

Es hat dasselbe Schicksal gehabt, wie der Ring des Polykrates — alle Tage gab König Salomo, wenn er ein gewisses Geschäft vorhatte, seinen Siegelring der Favoritin Amina zur Aufbewahrung. Da kam einmal der böse Geist Asmodi in Salomos Gestalt zu der Prinzessin, ließ sich von ihr, die nichts ahnte, den Talisman

aushändigen und bestieg den Thron. Als dann der richtige Salomo kam, hatte er das Nachsehen; ohne seinen Ring war er gar nicht wiederzuerkennen. Er ging betteln. Nach vierzig Tagen hatte der Dämon das Regieren satt; er entwich und warf den Ring in den See Genezareth. Hier verschluckte ihn nun ein Fisch, die Fischer fingen den Fisch, brachten ihn in die Hofküche und bekamen ein Trinkgeld, denn der Ring fand sich im Bauche des Fisches. So ward Salomo wieder König in Israel.

Es wird wohl eine Goldbrasse, Sparus Galilaeus gewesen sein; diese pflegt Muscheln vom Grunde aufzulesen oder vom Felsen abzupflücken. Was mag es denn für ein Fisch gewesen sein, der im vorigen Sommer im Raitzhainer Teich den Trauring des Herrn Leberecht aus Ronneburg, als derselbe hier badete, verschluckte? — Ein Karpfen; in einem Karpfen fand im Januar darauf Frau Leberecht den goldenen, stark oxydierten Ring nach bekannten Mustern wieder.

Die Fische scheinen mir ehrliche Finder zu sein, man hat seine Freude an dem Geschlecht — ohne sie hätte der Ronneburger seinen Trauring eingebüßt, ohne sie wäre Salomo futsch gewesen, ohne sie würde unser Schiller keinen Ring des Polykrates geschrieben haben. Ja, die drei Fische haben sich lobenswert benommen — aber

was sind sie gegen jenen Wels, der dem Bischof Benno in seinem Magen die Schlüssel zum Meißner Dome aufgehoben hat? — Gegen diesen Schlüsselbewahrer sind die drei Siegelbewahrer gar nichts.

Man muß nämlich wissen, daß der heilige Bischof von Meißen zu Anfang des Jahres 1076 nach Rom reisen mußte. Er dachte sich den kaiserlichen Maßregelungen zu entziehen und dem heiligen Vater seine Aufwartung zu machen. Es war damals die Zeit des bitteren Zerwürfnisses zwischen dem Papste Gregor VII. und dem Kaiser Heinrich IV., die Exkommunikation des Königs tagtäglich zu erwarten.

Der Bischof hinterließ also bei seiner Abreise: sobald der Kirchenbann ausgesprochen worden wäre (es geschah am 22. Februar), sollten die Domschlüssel in die Elbe geworfen werden, damit niemand von den Geächteten in die Kirche könnte. Das hieß den Bann auf das ganze Land ausdehnen und die Markgrafschaft Meißen mit dem Interdikt belegen, denn man darf nicht vergessen, daß Meißen damals noch nicht sächsisch war.

Nach seiner Rückkehr erhielt nun der heilige Benno von den Elbfischern obgedachten guten Wels, der blau gesotten und in dessen Bauch das Schlüsselbund entdeckt ward. Daher nun der Meißner Bischof gewöhnlich mit einem Fische

abgebildet wird, der einen großen Kirchenschlüssel und einem Sakristeischlüssel im Maule hat; und daher schreibt sich hinwiederum die Sitte, dem Wels beim Anrichten die Leber ins Maul zu geben. Man sieht, wäre der Wels nicht gewesen, könnten die Meißner nicht in ihren Dom gehen.

Dieser Fisch, dem die beiden Kirchenschlüssel zum Maule heraushängen, ist demnach das Attribut eines Heiligen — er würde vielleicht mit größerem Rechte das Wappen eines französischen Dichters sein. Zu den vielen wichtigen Dingen, die gelegentlich vergessen und verschluckt werden, gehören allerdings auch Schlüssel.

Wenn ihm in Chartum sein Schlüsselbund weggekommen sei, erzählt Brehm in seinem „Tierleben", habe er allemal zuerst im Straußenkote nachgesucht und regelmäßig mit Erfolg; und so wäre die Legende an sich nicht vollkommen unwahrscheinlich, der Wels frißt gleichfalls was er nur erreichen und verschlingen kann, die Fischer wollen schon ganze Hände mit mehreren goldenen Ringen an den Fingern in seinem Magen gefunden haben. Aber die Hauptsache ist, daß der Strauß das Brehmsche Schlüsselbund verdaut und daß der Wels die Domschlüssel übergeben und abliefern kann, wenn's Zeit ist — daß sie ihm nicht im Halse stecken bleiben. Und das ist eben dem armen französischen Dichter Nicolas Gilbert,

einem Lothringer vor einem Jahrhundert in Paris begegnet, daran ist er elend und frühzeitig gestorben.

Der unglückliche junge Mann, der zwei Engländer im Französischen unterrichtete, war mit seinen Schülern ausgeritten und auf dem Boulevard Mont Parnasse gestürzt. Der Sturz vom Pferde war für ihn so verhängnisvoll, wie für den Maler Murillo der Sturz vom Gerüst in der Kapuzinerkirche zu Cadiz — er hatte sich den Schädelknochen verletzt und eine Gehirnquetschung zugezogen. Schwer krank und halb wahnsinnig wurde Gilbert in das Hotel Dieu gebracht.

Ob er nun geglaubt hat, die Philosophen, seine Feinde, wollten ihm seine Manuskripte stehlen, oder was ihm durch seinen armen Kopf gegangen ist — kurz, er versuchte den Schlüssel seiner Kassette zu verschlucken. Derselbe klemmte sich in der Speiseröhre ein. Unter furchtbaren Schmerzen, in unsagbarer Aufregung wies er beständig auf seinen Mund, griff er sich an den Hals, niemand verstand ihn — ach, es ging nicht zu wie in der Fabel, wo der Storch dem Wolfe einen Liebesdienst erweist; es ging in dem gottverlassenen Krankenhause nicht einmal zu wie in der Klinik. In dieser haben die Ärzte einen

Schlundstößer, das sogenannte Detrusorium, ein sondenförmiges Instrument aus Fischbein mit einem Schwämmchen an der Spitze, damit werden verschluckte und in der Speiseröhre festsitzende Fremdkörper, die man nicht nach oben herausbefördern kann, in den Magen hinabgestoßen.

Merkt man jetzt das Wunder, daß der Fisch die Kirchenschlüssel wieder von sich gab? — Im Hotel Dieu geschah kein Wunder, der französische Juvenal, der neunundzwanzigjährige Poète mourant ging jammervoll zu Grunde, er starb, die rührende Klage auf den Lippen:

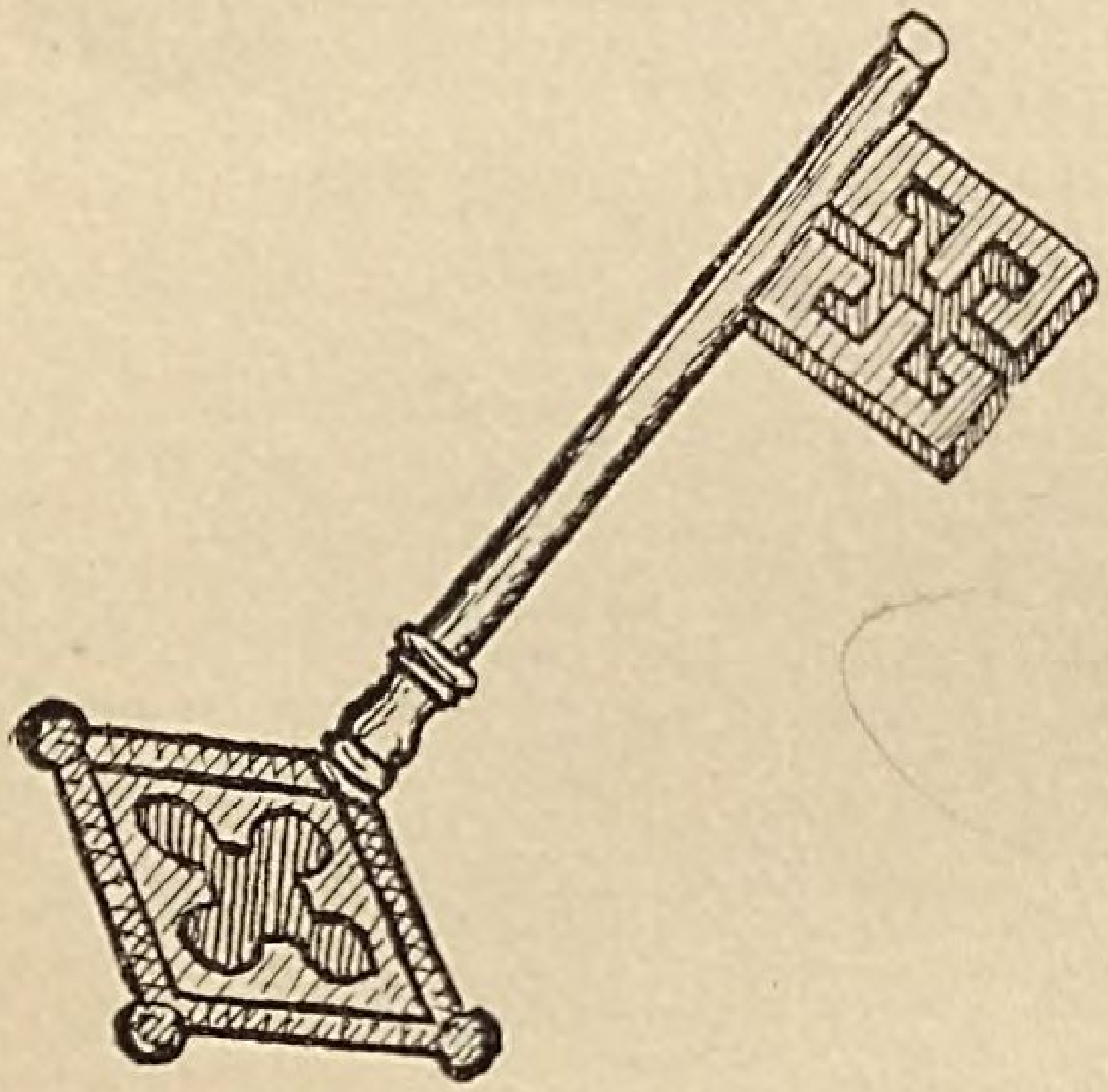
Mit zum Fest des Lebens eingeladen,
Kam ich auf die Welt;
Ich muß scheiden und auf meinen Pfaden
Keine Thräne fällt! — *)

Erst bei der Sektion entdeckte man den jammervollen Thatbestand (12. November 1780). Man hat Gilbert, der sehr arm war, zum ersten Sansculotten gemacht; er wäre zuerst unter diesem Spitznamen in einem Vorstadttheater verspottet worden. Diese Entdeckung stammt von dem Schriftsteller Mercier; sie ist ohne allen Grund.

---

*) Au banquet de la vie infortuné convive,
J'apparus un jour, et je meurs;
Je meurs, et sur la tombe, où lentement j'arrive,
Nul ne viendra verser des pleurs! —

Doch muß man gestehen, man könnte sich erklären, wie der arme Mensch auf den Gedanken gekommen wäre, sein Schlüsselchen in den Mund zu nehmen, wenn er keine Hosen angehabt hätte.



Ein rechter
Geizhals.



Auri sacra fames.
Virgil.

Wer hätte noch keinen Christbaum angeputzt und die welschen Nüsse und die Äpfel vergolden helfen; wem wäre das nicht wenigstens eine liebe Jugenderinnerung? Wer hätte noch niemals Danziger Goldwasser aus dem Lachs getrunken, jenen feinen Likör, dem Goldschaum zugefügt wird? —

In Neapel vergolden sie das ganze Jahr hindurch das Fleisch; im Mittelalter wurden Pfauen und Fasanen nicht bloß in ihrem Federschmucke, sondern auch mit vergoldeten Schnäbeln und Füßen aufgetragen, selbst die Hauben und Zehen lebendiger Vögel, die man den Gästen in Volieren zur Schau vorsetzte, vergoldete man

bisweilen; als Lionel Plantagenet, Herzog von Clarence, Hochzeit machte, kamen vergoldete feuerspeiende Spanferkel auf die Tafel. Mehr oder weniger echt, mehr oder weniger teuer, soll das Gold den Glanz des Festes erhöhen und gleichsam verwirklichen; dieser Luxus existierte schon im alten Rom, wo nach der Zerstörung Karthagos sogar die Stubendecken vergoldet wurden. Es war gewiß eine Tollheit, wenn Heliogabalus seinen Gästen die Speisen mit Perlen und Edelsteinen bestreuen ließ, aber es sah doch reich aus; so hat man's zu verstehen, wenn man liest, daß die Venezianer der Renaissance ihr Essen mit Gold würzen ließen, als säßen sie in einem Eldorado; Kleopatra war offenbar viel dümmer.

Das Gold ist für das Auge und nicht für den Magen. Wenn Backwerk in der Küche vergoldet wird, und in Italien, wo man den Fritto dorato über alles liebt, geschieht das nur zu oft: so will das nichts weiter besagen, als daß die Frittura in Ei und Semmel gewendet wird. Die österreichischen Backhähndl haben zum Beispiel diese Art Vergoldung.

Eigentliches Gold kann man nicht genießen; höchstens als Goldtinktur oder als Aurum potabile. Zwar spricht man von einem Geizhals, und der Hunger nach Gold ist ein

geflügeltes Wort Virgils. Geiz geht nämlich aufs Fressen — Geiz bedeutet von Haus aus Freßgier — ein Geizhals kann nicht genug zu essen bekommen, ein Geizmagen nicht satt werden; des Geizes Schlund ist unergrundt. Geiz will das Mus gar allein essen, ander Leut Zähn thun ihm wehe. Aber auf Habsucht und Geldgier wird das Wort doch nur bildlich angewandt. Daß der Geizige das schnöde Metall wirklich fressen könne, daran denkt doch kein Mensch. Ein Harpagon scheint nur Geld und Gut zu verschlingen, wie er mit seinen Händen alles zusammenrafft; er hat einen Rachen wie ein Wolf, einen Magen wie ein bodenloses Faß.

Noch später hat sich dann der Begriff zu dem der Kargheit eines Filzes, eines Knickers zugespitzt, der mit dem Gelde nicht herausrückt, eine mit dem Geiz nicht notwendig verbundene Eigenschaft. Das lateinische Avarus geht bloß auf den eigentlichen Geiz, die Geldgier, die Avidität; das englische Miser bloß auf das miserable Leben, die elende Knauserei.

Der Zufall aber fügt es, daß das Bild vom Geldfraß wahr wird, daß Gold und Silber thatsächlich verschlungen werden. Es giebt Geizmägen, die ihre Zwanzigmarkstücke expedieren, als wären's Kaiserschnitzel, sie kommen unter

Menschen und Tieren vor, sind es bald mit Bewußtsein, bald unbewußt; vielleicht haben sie zu der Fabel vom Midas Veranlassung gegeben. Seitdem die Glauchauer sogar in Eiern Zwanzigpfennigstücke finden, glaube ich an alles.

Man kann Geld nicht essen, aber verschlucken, sogar ziemliche Summen. Die verschluckten Münzen stellen sogenannte Fremdkörper dar, wie sie in den Speisewegen häufig angetroffen und gleichsam irrtümlich vorgelassen werden. Unser Magen ist wie ein vornehmer Herr, zu dem man nicht ohne weiteres kommen kann. Er ist schwer zu sprechen; er hat seine Diener, die fünf Sinne, die jeden Besuch erst melden und nach dem Namen fragen, den Herrn Fremden besehen, beriechen, befühlen und beschmecken, ehe sie ihm die Thür aufmachen — wenn der Kerl Verdacht erweckt, wenn er wie ein Nihilist, wie ein Attentäter aussieht, so wird ihm die Thür vor der Nase zugeschlagen. Nur mit Mühe und unter vielen Formalitäten gelangt ein Unbekannter ins Vorzimmer und hierauf durch einen langen Korridor vors Angesicht des Königs. Mitunter schläft aber der königliche Hofstaat, die Leibwache geht spazieren und die Sicherheitsorgane sind nicht bei der Sache — dann wird der Gnädige Herr unten unangenehm überrascht, entsetzt steht er dem gefährlichen Subjekte gegenüber, und

außer sich vor Erstaunen stammelt er: „Du lieber Gott, wo kommen Sie denn her?“ —

Daß ein Nichtswürdiger die Gelegenheit wahrnimmt, zur offenen Thür hinein und dem Hausherrn übern Hals kommt, ereignet sich viel öfter als man denkt und nicht bloß beim Kirschenessen. Man kennt den französischen Kasperle; sein Name ist Guignol. Das heißt, der Künstler, der den Polichinelle regiert, der die scharfe, quäkende Stimme hat, nennt sich meist Guignol. Diese eigentümliche Klangfarbe hervorzubringen, nimmt der Puppenspieler ein kleines Werkzeug in den Mund. Nämlich die sogenannte Pratique, aller Praktik Großmutter, gleichsam den Kniff, oft nichts weiter als ein Stückchen Holz oder Blech.

Einmal wird nun Herr Guignol zu einem Bourgeois entboten: der würdige Mann möchte in der Kunst was profitieren und seinen Kindern ein Kasperletheater bauen. Ja, dazu braucht er den Kniff; ohne Kniff kein Polichinelle. „Da“, sagt der Künstler, „nehmen Sie meinen“. Der Familienvater überlegt, macht aber keine Umstände und nimmt das Ding in den Mund. Neue Schwierigkeit: es geht nicht, er ist das Blech nicht gewohnt, er kann sich mit dem Instrumente nicht benehmen, bei jedem Worte kommt er in Gefahr den Kniff zu verschlucken.

„O, das schadet nichts“, beruhigt ihn Guignol, „da seien Sie nur nicht ängstlich. Sehen Sie, eben den Kniff hier, den habe ich schon hundertmal verschluckt“! —

Das schadet nichts; der Fürst Magen wundert sich nur. So geht's, wenn man mit einem Komödianten anbindet; und wenn sich die kleine Republik, die unser Körper darstellt, mit so einem fremdartigen Wesen einläßt, wie ein Stückchen Blech ist. Was man einmal im Mund hat, das hat man schon halb im Magen, und ist der Dieb zur Hausflur herein, so kommt er auch in die Stube; der Fehler war, daß der Hausherr aufgemacht hat. Die eigenen Zähne lassen sich's ja gelegentlich einfallen, wie die Kinder Israel Ägypten zu verlassen und ins Innere von Afrika zu wandern, sie gelangen wenigstens bis zum Isthmus Faucium — ich meine die künstlichen Gebisse, wenn sie nachts im Munde behalten werden.

Infolge von Unachtsamkeit und kindischer Spielerei geraten die verschiedensten Gebrauchsgegenstände, als Spielsachen, Nadeln, Tuchnadeln, Fingerhüte, Knöpfe, Stifte an den Ort, wo sie nichts zu schaffen haben.

In dem Berliner Diakonissenhaus Bethanien, wo man den Leuten schon ganze verschluckte Messer aus dem Magen gezogen hat, wurde

erst kürzlich ein junger Mann, ein Buchhalter, operiert, der auf einer Ferienreise nach Art der Apostel durchs Getreide gegangen war und Ähren ausgerauft, aber eine davon in den Mund genommen und in Gedanken verschluckt hatte, was für die Pharisäer ein schöner Text auf die Sabbathsruhe gewesen wäre. Die Ähre hatte mit ihren Grannen die Luftröhre durchstoßen und die Lunge etwas verletzt, sie mußte nun am Rücken herausgezogen werden. Am häufigsten werden nun eben Münzen aufgenommen und aus Versehen dem Körper einverleibt, daher der Arzt die Zangen, mit denen er die Eindringlinge zum Schlunde herauszubefördern sucht, schlechthin Münzenfänger nennt.

Wiviel Geld muß doch unter den Leuten sein, wenn schon die Tiere, die mit ihnen umgehen, so leicht zu Gelde kommen; sie haben thatsächlich Geld wie Heu.

Vor wenigen Jahren (1885) verendete bei einem Zusammenstoß der Barnumsche Elefant Jumbo. Das Tier sollte ausgestopft werden, und Jumbo ließ es sich nicht nehmen, selber zu bezahlen, indem der Ausstopfer im Magen eine erkleckliche Anzahl Gold- und Silbermünzen fand. Wie mochten sich dieselben angesammelt haben? —

Dafür ist ein Fall lehrreich, der sich vorletzten Herbst (29. September 1892) im Zoologischen

Garten zu London ereignet hat. Eine Dame setzte sich auf eine Bank, um ein wenig zu ruhen; sie hatte ihr Taschentuch und ihr Portemonnaie neben sich gelegt. In letzterem befanden sich 6 Pfund Sterling in Gold. Auf einmal näherte sich ihr der Elefant, auf dem die Kinder spazieren reiten, ergriff das Geldtäschchen mit dem Rüssel und verschlang es. Das Gesicht, das die Dame machte! Sie wandte sich an den Führer, der dem Elefanten sofort ein Brechmittel verabreichte. Der Geizmagen ließ sich aber nur herbei, 2 Sovereigns und etwas Portemonnaie herauszugeben; das Übrige behielt er, man mochte sich auf den Kopf stellen. Infolgedessen strengte die Lady einen Prozeß gegen die Direktion des Zoologischen Gartens auf Wiedererstattung von 4 Pfund Sterling an.

Man weiß oft nicht, was man ißt — aus Zerstreutheit vergißt man wohl einmal das Essen selbst — in der Zerstreutheit aß der heilige Thomas von Aquino an der Tafel Ludwigs des Heiligen eine ganze Lamprete auf, schlug auf den Tisch und schrie: Consummatum est! — in der Not frißt der Teufel Fliegen und der Kranich Brillen. Als Fürst Bismarck vor vierzig Jahren den Zoologischen Garten von Antwerpen besuchte, erregte ein seltener Kranich seine Aufmerksamkeit. Er lorgnettierte den schönen Vogel,

als dieser plötzlich auf ihn zuhüpfte und ihm das Glas wegschnappte. Er tanzte damit umher, schleuderte es in die Luft, fing es wieder auf, um es endlich zu verschlingen. Bismarck war des Kranichs wegen sehr besorgt, aber schon nach vierzehn Tagen konnte der preußische Generalkonsul Graf Eulenburg melden: „Der Vogel hat nicht nur Ihr Lorgnon, Glas und Goldeinfassung gut verdaut, sondern verlangt nach mehr."

Aber man braucht nicht einmal in den Zoologischen Garten zu gehen, um die Naturgeschichte des Geizes, des heiligen Goldhungers zu studieren; in jedem Stalle kann man's. Das gleißende Metall wird sehr häufig mitgefressen. Wenn der König empfängt, geht mancher Hofunfähige mit durch. Giebt der Fürst Magen ein Fest, ist bei ihm offizieller Empfang, schleichen sich die ungenießbaren Steine und Münzen ein.

Der Vergleich ist nur allzu treffend. Eine Mahlzeit bedeutet eine Stunde, wo der Magen Gäste bei sich sieht; eine Art General-Audienz, die den Speisen bewilligt wird. Bei einer so großen Gelegenheit, wo die Festgenossen scharenweise und in tausend Uniformen vorgefahren kommen, ist es natürlich leichter, daß das scharfe Auge des Hofbeamten einen Unwürdigen übersieht und die Dienerschaft einen ganz gemeinen

Lump, einen Gauner mit der Menge in den Saal hineinbekomplimentiert. Unter den frommen Pilgern, die den Papst sehen, ist ein Ketzer; und unter den Salatblättern steckt ein Pilger.

Als der Riese Gargantua eines Abends Appetit auf Salat hatte, ging er selbst in den Garten, die Stauden abzuschneiden, und brachte sechs Pilgrime mit, die in dem Kraute nächtigten. Er that sie mit in die Salatschüssel und machte sie mit an, weil er sie gar nicht bemerkte und ihre Stäbe für die Hörner von Weinbergsschnecken hielt; er aß sie auch mit, doch retteten sie sich an den Abhang seiner Zähne, aus denen sie zuguterletzt mit dem Zahnstocher wieder herausgestochert wurden. Comment Gargantua mangea en salade six pelerins.

So werden also die fremden Körper mit den Nahrungsmitteln genossen, wie die schlechten Groschen unter den guten mit durchschlüpfen; je mehr auf einmal einkommt, um so schwieriger die Kontrolle. Daher selbst die guten Mutschen jezuweilen eiserne Nägel, Nadeln, Medaillons mitfressen, weil sie so grausamen Kuhhunger und Ochsenhunger haben — bei Ziegen hat man das seltener, bei Schafen noch nie beobachtet. Und so nehmen die Kühe mit ihrem Futter wohl auch einmal wirkliche Groschen ein, die für sie unter allen Umständen schlechte Groschen und

um nichts besser als ein Stück altes Eisen sind; sie entwickeln einen unglaublichen Geiz. Wer eine Naturgeschichte des Geizes schreiben wollte, könnte ihr das Bild als Vignette darüber setzen.

Im Dezember des Jahres 1891 geschah in einem Dorfe bei Wurzen ein Märchen. Ein armer Tagelöhner mußte seine einzige alte Kuh schlachten, die seit vierzehn Tagen nicht mehr fressen wollte. Die Fleischer hatten ihm 60 Mark geboten — dafür konnte er sie nicht lassen, da behielt er die alte Liese selber. Und wohl ihm, daß er sie behielt! — Denn im Magen der Kuh entdeckte er außer einem Assortiment Nägel: sieben Doppelkronen, drei Kronen, vier einzelne Markstücke und zwei kleine Schlüssel. Klingt das nicht wie Tausend und eine Nacht? — Vermutlich hatte die Kuh einen Beutel mit dem Inhalt gefunden und gefressen, in dem guten Glauben gefressen, daß das zu fressen sei, keineswegs aus einem krankhaften Gelüste, obgleich nur ein Gott dem armen Tiere ins Herz gesehen hat.

Man nennt den Heißhunger bekanntlich Ochsenhunger oder Bulimie; man nennt ihn auch Wolfshunger und Hundshunger, französisch: Faim canine — die Hunde scheinen ebenfalls recht aufs Geld und ganz klassische Geizhälse zu sein. Was von des Herrn Tische fällt, verschlingen

sie in blinder Begierde, ohne nachzuprüfen — der Mensch achtet darauf, ob ihm nicht etwa ein Pilger zwischen die Zähne kommt, er besieht sich jeden Bissen, und selbst das Schrotkorn, auf das er in seinem Rebhuhn beißt, scheidet er sorgsam aus. Das Tier ist gefräßig; ist geizig.

In Thüringen, in Rodameuschel bei Camburg, im Gasthofe zur Tanne, konnte man am 8. April 1890 etwas erleben. Der rührige Wirt, ein spekulativer Kopf, hatte eine Bratwurstlotterie veranstaltet, wie die Leute sagten: Roßbratwürste mit Geldpreisen angezeigt. In mehreren Roßwürsten steckte (in Form von fünf silbernen Zwanzigpfennigstücken, die fein säuberlich in Pergamentpapier eingeschlagen waren) eine Mark — in anderen Würsten waren zwei solcher Pakete eingelassen — eine Wurst enthielt das große Loos, nämlich fünf Mark in Gold. Wer also am Rost zu Rodameuschel bei Camburg eine Geldwurst erwischte, dem ward sie hundertfach gesegnet, er hatte nicht nur seine Zeche wieder, sondern eine Prämie obendrein. Eine Lotterie, um recht viel Roßwürste abzusetzen; der verfluchte Gelddurst, sagt Johannes Nas, macht jedermann zur Bratwurst.

Nun traf es sich zufällig, daß am genannten denkwürdigen Apriltag ein Schuhmacher aus

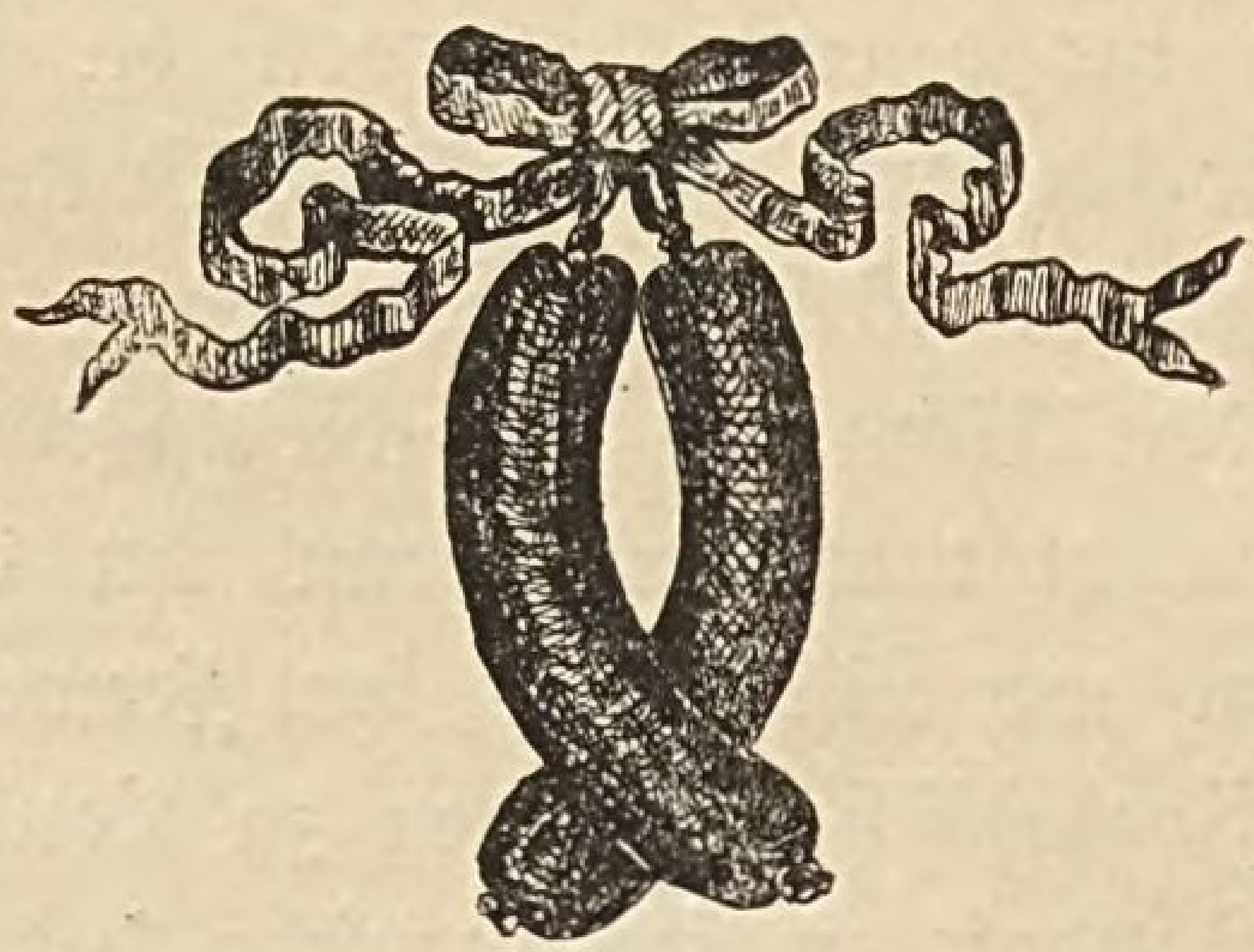
Zwätzen, einem anderen Vororte der Stadt Camburg im Gasthofe zu Rodameuschel einkehrte, ohne von dem Techtelmechtel des Tannenwirts etwas zu wissen. Und wie das Glück manchmal seine Gaben wunderbar austeilt und seine Aprillaunen hat: gerade er sollte eine Wurst erhalten, welche zwei Mark in zwei Paketen unter ihrer Schale trug. Als nun unser Zwätzener Schuhmacher die Wurst an und auf das Pergamentpapier biß, spuckte er entrüstet aus, was er im Munde hatte, das war ja etwas Unstößiges, Glattes, Hartes, Undefinierbares. Indem wie der eingespeichelte Wurstzipfel auf den Boden fiel, hörte er's klirren und wollte sich's besehen — aber der Hund des Ortsvorstehers, der schon lange erwartungsvoll da saß, war flinker gewesen und hatte flugs Bratwurst und Pergament und Geld verschlungen.

Wer den Mammon in Schweinsdärme füllt, darf sich nicht wundern, wenn ihn die Hunde fressen; und wer Silber speit, hat Freunde. Aber wie im Zoologischen Garten zu London, also war im Gasthofe zu Rodameuschel bei Camburg ein Rechtsfall eingetreten: gehörten die zwei Mark dem Gemeindevorstand, dem Besitzer des Geizhalses? Gehörten sie dem Zwätzener Schuhmacher, dem sein Gewinn weggefressen worden war? Oder gehörten sie dem Wirt? — Sub judice

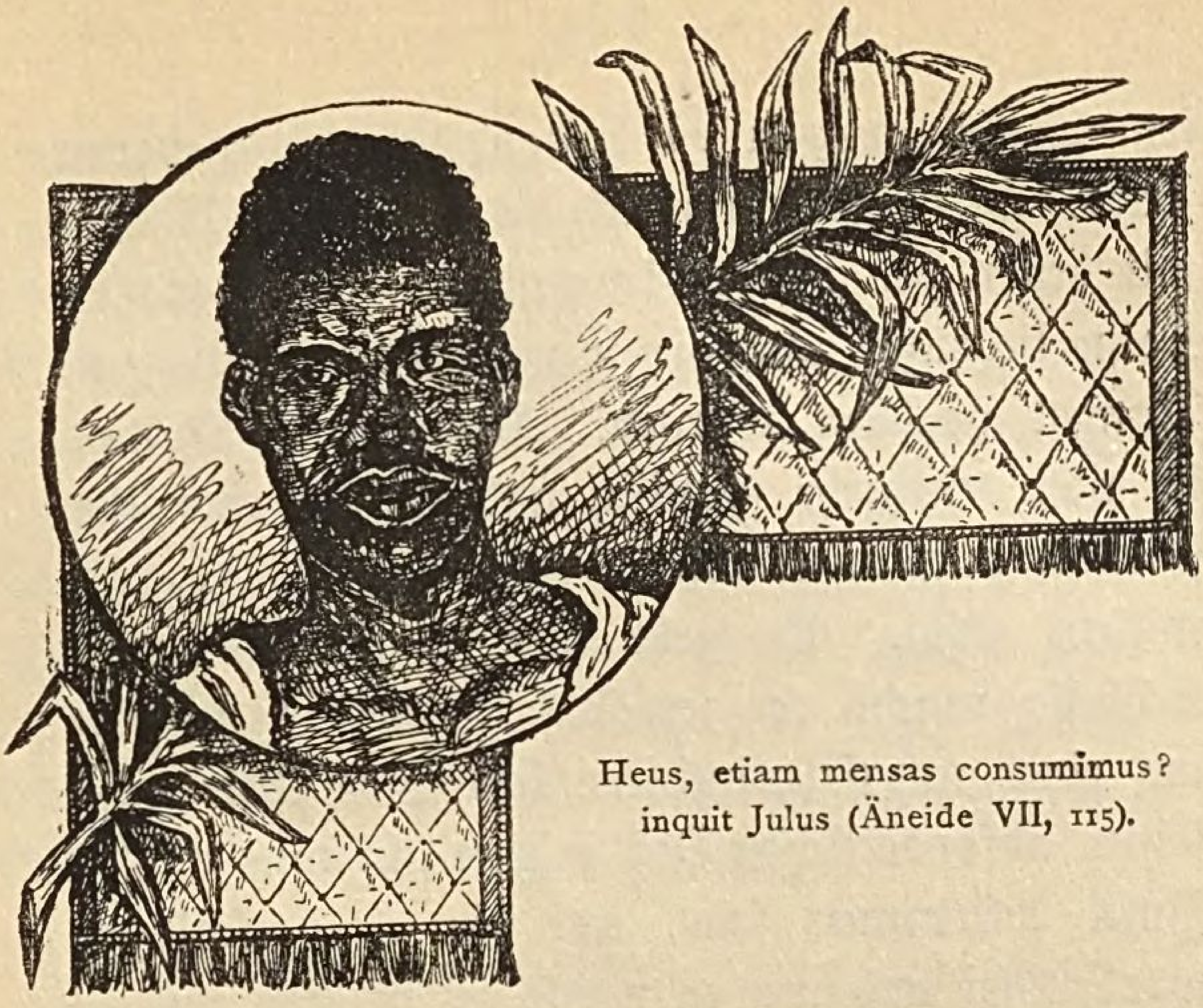
lis est. Und wiederum sieht man: Geiz ist die Wurzel allen Übels. Gula est radix omnium malorum.

Wie schön sehen die vergoldeten Nüsse am Christbaum aus; sie glänzen wie die goldenen Borsten des Ebers Gullinbursti, auf dem der Sonnengott reitet! Sie sind mit Sonnenstaub bedeckt, wie das Goldland der Karaiben! Sie gleichen den Sternen am Himmelsbaum!

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.



Tische zum
Anbeißen.



Heus, etiam mensas consumimus?
inquit Julus (Äneide VII, 115).

Das wäre eine schöne Geschichte, wenn man Tischgäste hätte und dieselben wollten es machen wie Vitreo. Wer hätte in Berlin den Vitreo nicht gesehen, das seltsame Menschenkind, das die Teller und die Gläser aufißt! — Es ist ein Neger der Negerrepublik Haiti, wo sie noch Menschen fressen. Es ist ein Schaufresser, der in Rom den Monte Testaccio verschlänge. Das Maul und das Gebiß hat er dazu; „Donnerwetter, was hast du für ein Guschel!" — mag

sein Vater ausgerufen haben, als er geboren ward. Das waren nämlich die geflügelten Worte, mit denen der Vater Gargantuas seinen großen Sohn begrüßte und die ihm nach alter Sitte zum Namen gegeben wurden. Der Name Vitreo ist wohl vielmehr spanisch und enthält eine Anspielung auf das Glas, das er zu seinen Nahrungsmitteln zählt. Er geht auch auf Glas, zum Schlusse macht er gewöhnlich tausend Schritte auf einer mit Glassplittern bestreuten Diele. Zu seiner absonderlichen Diät will er auf einer wüsten Insel gekommen sein, auf die er verschlagen worden sei und wo er nichts zu brocken und zu beißen hatte; das erzählt er dem Publikum auf englisch. Freilich, in solche Notlagen werden die Robinsons versetzt. Seitdem geht er, wenn er Hunger hat, auf die Schuttabladeplätze und die Kulturmoränen in der Nähe der großen Städte; weidet er auf den Scherbenbergen. Sonst trinkt er nur noch Kaffee.

Eine anthropologische Spezialität. Giebt er eine Vorstellung, will er im Panoptikum speisen, so wird das angestoßene Geschirr für ihn zusammengesucht. Ein Kohlenkasten, ein Napf voll Sägespäne, eine alte Thonpfeife, zerissene Schuhe und Stiefel, mit solchen Schüsseln ist sein Tisch besetzt. Er bindet eine Serviette vor und hält fürchterlich Musterung: zuerst genießt er

ein paar Löffel Sägespäne als Suppe. Dann wählt er einen zerbrochenen Teller von Meißener Porzellan, Zwiebelmuster. Das scheint etwas Gutes zu sein, er strahlt, herzhaft beißt er ein, wie der junge Pantagruel in die steinerne Milchflasche. Knir Knei, Knir Knei! — Wie er die Glasur zerknirscht, wie er das Porzellan zermalmt, das Krachen geht einem durch und durch. Darauf setzt er noch ein Stück sanfte Lampenglocke, und geht dann zu den Kohlen über. Die muffelt er wie Zwieback.

Nach einer Pause nimmt er wieder einen Löffel Sägespäne; dann verschwindet der Pfeifenkopf und das Weinglas. Das sind seine Croquants; die Hacke eines Damenstiefelchens ist sein Lederzucker. Zwischenhindurch nascht er ab und zu an seiner Serviette; diese ist sein Fadennudelpudding. Er trinkt Wasser.

Was zwingst du den Menschenherzen alles ein, heiliger Geldhunger! — Solche Künstler hat es schon im alten Rom gegeben, dessen Verhältnisse und Moden wir jetzt haben. Unter Nero, berichtet ein Chronist, lebte ein Alexandriner, ein gewisser Harpokras, der nicht nur ein Läuferschwein und hundert Eier, nicht nur wie Freßkahle eine lebendige Henne mit den Federn und ein Spanferkel mit den Borsten, sondern

auch Kiefernzapfen, Heu, Palmbesen, Tücher, Scherben, Schuhzwecken verschlang — ein ähnlicher Phagon ließ sich unter Alexander Severus, ein dritter unter Aurelian sehen. Meist legen sich Personen auf dies niedrige Gewerbe, die von Haus aus Vielfräße und Strauße sind. Man sagt wohl scherzweise, wenn einer ganz rein aufißt: er solle nur den Teller, nur die Glasur übrig lassen; oder er solle nur das Glas nicht mit hinunterschlucken. Nun der Gärtner Kahle, der im vorigen Jahrhundert in Wittenberg lebte, der sogenannte Freßkahle, hat bei seinen Mahlzeiten oft das Geschirr mitverzehrt und dann gelegentlich im Wirtshaus, um sich ein paar Groschen zu verdienen, Teller und Tassen zur Schau gefressen. Einmal hat er sich vor dem Publikum über einen Dudelsack hergemacht; ein andermal hat er ein ganzes bleiernes Schreibzeug mit der Tinte, dem Streusand, den Federn und dem Federmesser, eine von sieben Zeugen eidlich vor Gericht erhärtete Thatsache, verschwinden lassen. Die sogenannten unverwundbaren Fakire, die viele meiner Leser gesehen haben werden, machten ja ähnliche Kunststückchen, fraßen wie wahre Fire-eaters glühende Kohlen, verschlangen wie die Störche Schlangen und Skorpione, fraßen Glas. Es ist wie gesagt wohl unter allen das niedrigste Gewerbe, weit

schlimmer als Prostitution; was aber speziell das Glasfressen anbelangt, so giebt es auch Leute, die es zum Vergnügen und wie eine Art Sport betreiben, weil sie ganz eigentlich ein Gläschen vertragen können, vielleicht sogar zum Aufbau ihrer Knochen brauchen:

Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Kristall.

Überall in Europa finden sich Glasfresser; zum Beispiel in Oldenburg. Hier gilt es für ein Bravourstück, das von den robusten Geestkerlen des öftern ausgeführt wird: einen Schnaps zu trinken und das Schnapsglas nachzuessen. Sie hauen ein wie Löwen und knacken das Glas wie eine Nuß oder wie Knäckebröd, notabene ohne sich zu schneiden. Unverwundbar, wie unser Fakir sagt. Ein solcher Patron, ein gewisser Giesebrandt, wurde einmal in Berlin in ein Wiener Café geführt und mit Champagner traktiert: er ließ es sich nicht nehmen, das Champagnerglas nachzuessen, wie er es nannte: Krambambuli zu machen. Die Sache kam vor Gericht — die Schöffen erkannten auf hochgradige Crapula; sie fanden in diesem Beginnen ein Kriterium sinnloser Trunkenheit.

Ach, es ist nur zu wahr! — Die Crapula hat schuld. Die Crapula führt zum Krambambuli.

Der vielbesungene Krambambuli, der Danziger Kirschbranntwein, wie das Danziger Goldwasser im Lachs erzeugt, soll eigentlich Wachholderbranntwein sein und mit jenem Krammet zusammenhängen, dessen Beeren der Krammetsvogel frißt. Die Weisen behaupten, daß er slawischen Ursprunges sei. Mir scheint Krambambuli wie eine Chimära ein dreigestaltiges, aus drei Körpern zusammengesetztes Wort: die Studenten haben hier in ihrem Übermut drei verschiedene Lautbilder, das Wort Crapula, das Wort schlampampen und das Wort Charivari zusammengeschweißt. Es ist ein Schlemmerausdruck, er schmeckt nach der Crapula, der sinnlosen Trunkenheit; des Abends spät, des Morgens früh, trink ich mein Glas Krambambuli — das ist gerade so als ob es hieße: ich crapuliere, ich schlampampe, ich krambambele den ganzen Tag. Zur richtigen Crapula gehört der Lärm, das Schreien und Toben, der Krawall, welches letztere Wort nachweislich aus dem französischen Charivari entstand; an so einen Begriff ist Krambambuli angebildet, man könnte auch an Verkleinerungsworte, wie Leckerli, Kindli denken, aber Krambambuli ist ein Maskulinum. Zur Crapula gehört auch, daß man das Schnapsglas nachißt.

Halb klingst du deutsch, halb popolski, recht

majestätsch Krambambuli. Polski ist gar nichts an dem Worte; der Pole kennt den Ausdruck gar nicht. Nein, es ist ein halb deutscher, halb lateinischer Schlemmerausdruck, der auf den Danziger Kirsch übertragen — zuallererst und hauptsächlich auf das knirschend gegessene und zermalmte Branntweinglas übertragen ward. Man preist immer ein Glas Krambambuli; ohne Glas giebt es keinen rechten Krambambuli.

Krambambuli ist vielleicht auch eine Reduplikation wie Klimbim. Die erste Silbe, auf die es ankommt, könnte ursprünglich Kran gelautet haben und mit dem Lautzeitwort identisch sein, das in dem niederdeutschen schransen, zerbeißen, englisch to scranch, knirschend essen, und dem englischen to craunch, zermalmen, erhalten ist; das s trat vor. Krambambuli war ein kleiner Bissen, eine Morselle, die man hinterher knusperte. Und daher begeistern sich die Studenten für ein Glas Krambambuli.

Giesebrandt hatte das Champagnerglas vermutlich als eine Art Krach-Konfekt und wie ein Dessert betrachtet, das scharf und spröde gebacken war. Und dazu bewog ihn eine alte Erinnerung.

Ich glaube nicht, daß es jemals eßbare Trinkgefäße gegeben hat, weil sich das mit ihrer

Bestimmung kaum verträgt. Zwar der holländische Eier-Tafel-Likör Advokaat, von der Fabrik J. G. Cooymans & Zoon in's Hertogenbosch, pflegt zum Nachtisch aus Täßchen getrunken zu werden, die man nachessen kann, geradeso wie man neuerdings Eis auf Biskuittellern serviert; die Mutter Gottes soll gar aus der Blume einer Feldwinde getrunken haben, die deshalb Muttergottesgläschen heißt. Indeß bei gutem Wein und frischem Wasser ist doch ein härteres, undurchlässiges Material am Platze; und wenn's nur ein Lederbecher oder ein alter Filzhut wäre, wie ihn der Schusterjunge vom Kopfe nimmt und am Brunnen unterhält, weil er doch etwas mehr faßt, als die hohle Hand. Die ersten Trinkgefäße des Menschen waren die Hirnschale und das Stierhorn, seine ersten Löffel Muscheln und Eierschalen, seine ersten Flaschen Kürbisse. Die natürlichen Gefäße, die Flaschenäpfel wurden dann von den Naturvölkern künstlich nachgeahmt und zwar zuerst geflochten — an den Ufern des Nyassa-Sees in Südostafrika füllen sie Bier in Körbe, dasselbe thun die Makololo zwischen Nyassa und Sambesi, und ebenso findet man in den Krals der Kaffern keine Milcheimer, sondern Milchkörbe. Die afrikanischen Gelten sind aus Binsen oder Stroh und Cypergras geflochten, so dicht geflochten, daß sie Flüssigkeiten zu halten

vermögen; die Maschen werden durch Breitklopfen gedeckt und verquellen durch den Gebrauch von selbst. Livingstone, Mohr und Fritsch haben auf ihren Reisen Bier im Korb bekommen. Man denkt vielleicht: diese Körbe sind freilich nicht mehr zu genießen, aber die Kürbisse waren es. Ach, nein; am Kürbis ist nicht viel, am Flaschenkürbis noch weniger und an der holzartigen Rinde der Frucht geradezu nichts. Sie schmeckt wahrlich nicht wie Biskuit. Aber eßbare Eßtische und Bratenschüsseln hat es in der That gegeben, das ganze Tafelgeschirr konnte einmal gegessen werden und ist gegessen worden; denn es war aus Brot.

Im Mittelalter hatte man noch nicht viel Fayence. Bei den Mahlzeiten gab es nur einen Teller, den großen Bratenteller, auf dem der Bärenschinken lag, er war jenachdem von Holz, von Thon, von Zinn, von Silber — für die Gäste wurden flache runde ungesäuerte Brote, richtiger Brotkuchen hingesetzt. Das waren ihre Teller, auf diese legten sie ihr Teil, um es mit dem selbst mitgebrachten Messer zu zerschneiden. Von Fett und Sauce durchtränkt, konnte der Teller zum Schlusse in der That gegessen oder wenigstens dem Hunde gegeben werden. Matzen waren die ersten Teller, die ersten Schneidebretter oder Taglieri. Teller müßte eigent-

lich heißen: Tailler, Teller ist ein Fremdwort wie Detail oder Tailleur und kommt von tailler, schneiden, in Frankreich sagte man ursprünglich nicht Tailloir, sondern Tranchoir. Selbst bei den glänzendsten Festen und bis in das 14. Jahrhundert hinein gab es in Europa keine besseren Teller als Brotteller, wenn auch mitunter mehrere für die Person. Auch das Salzfaß bestand in gewöhnlichen Häusern meist aus Brod.

Vorher gab es überhaupt noch keine Teller. Im klassischen Altertum war der Eßtisch der Teller, sei es, daß jeder Gast sein eigenes Tischchen hatte, wie bei den Griechen, sei es, daß ein großer viereckiger Tisch in das Triklinium hineingeschoben wurde wie bei den Römern. Es ist bezeichnend, daß unser Tisch, beziehentlich das Wort Discus in England eine Schüssel bedeutet (Dish); und daß hinwiederum das italienische Piatto, das französische Plat bei uns als Tischplatte erscheint. Der Tisch vertrat eben einmal die Stelle der Schüsseln und der Teller; die Tischchen waren die Teller, gleich den Trinkschalen auf einem Fuße stehend, damit man sie den gelagerten Gästen nicht vorzuhalten brauchte. Wie Telemach und Pisistratus in der Odyssee an den Hof zu Sparta kommen, wo eben Hochzeit gefeiert wird, nimmt Menelaus

ein Stück Roastbeef und legt es den beiden Prinzen auf ihren Tisch, den ihnen das Mädchen hingesetzt hat, und sie strecken zum lecker bereiteten Mahle die Hände aus, eine Szene, die sich im Orient, zum Beispiel bei unserem Konsul in Luksor, noch heute mit geringen Abänderungen wiederholt. Wen Todrous ehren will, dem legt er mit eigener Hand das Hammelkotelett vor. Viel anders wurde es niemals. Solange die alte Kultur vorhielt, aßen die Gäste aus der Schüssel, in der die Speisen bereits vom Vorschneider tranchiert und in mundgerechten Bissen lagen; da sie noch keine Gabeln hatten, griffen sie mit den Fingern zu, und da sie noch keine Teller hatten, führten sie den Bissen über den Tisch zum Munde, wobei sie sich natürlich leicht beschmierten. Aus demselben Grunde warfen sie die Knochen und die Gräten, die Schalen und die Steine einfach auf die Erde, wie der Schah von Persien; es ging zu wie im Münchener Hofbräuhaus, der Speisesaal sah nach aufgehobener Tafel aus wie ein Schlachtfeld, wie eine Schädelstätte, bis er ausgekehrt ward, diese Speisereste in dem sogenannten ungefegten Eßzimmer, dem *οἶκος ἀσάρωτος*, pflegten sogar in Mosaik nachgebildet zu werden, und zwar so gern, daß der Ausdruck Asaroton geradezu gleichbedeutend mit Mosaik ward. Im Jahre

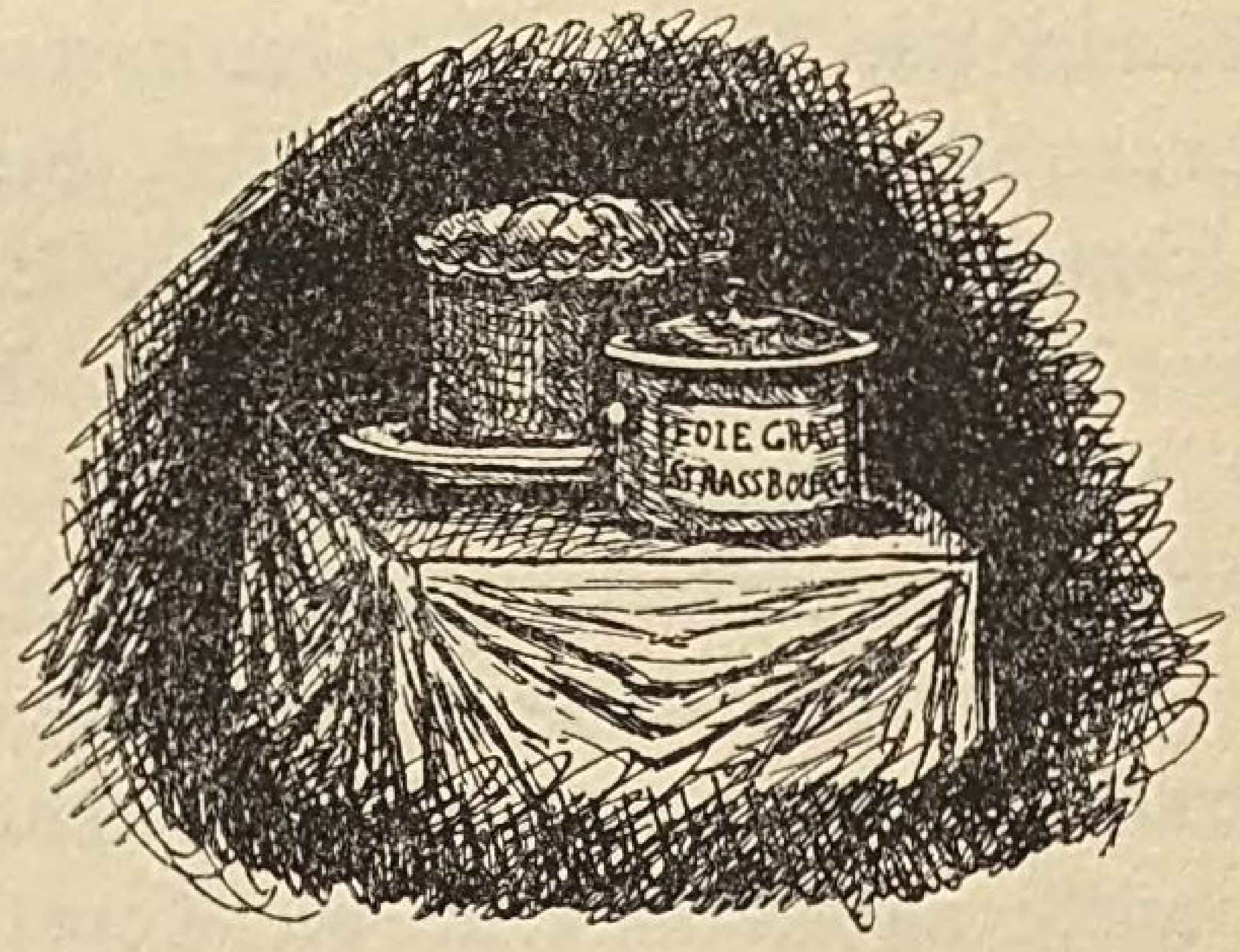
1833 wurde ein solches kunstvolles Asaroton auf dem Aventin gefunden, welches man in der Gemäldesammlung des Lateran an der Eingangswand des ersten Zimmers mit begreiflichem Interesse analysiert. Tischtücher gab es nicht, sondern nur Servietten; aber die Tische wurden nach jedem Gericht gewechselt wie die Teller. Und die ersten Tische waren wiederum aus Brot, eine Art Matzen oder Fladen, wie bei den reisenden Trojanern, die ihre wilden Birnen auf Spelzkuchen liegen hatten und nach Art der Türken darum herumkauerten; weil sie nicht ordentlich satt geworden waren, hielten sie sich wie arme Studenten im Wirtshaus an das Brot. Heus, etiam mensas consumimus! — ruft der kleine Kronprinz aus, und sein frommer Vater freut sich herzlich, weil er an diesem Omen das gelobte Land erkennt. So hatte es Anchises prophezeit: wenn sie vor Hunger die Tische aufäßen, wäre ihre Wanderschaft zu Ende. Die italienische Ruzzola, eine hölzerne Scheibe, die man die Abhänge hinuntertreibt und die dem antiken Discus und somit unserem Tisch entspricht, ist in Toskana zur Fastenzeit ein Parmesankäse, den der Sieger oder Gewinner im Spiel bekommt.

Die Herren Vitreo und Konsorten scheinen demnach eine Art Anachronismus darzustellen:

sie wären in früheren Jahrhunderten am Platze und nicht weiter merkwürdig gewesen — sie irren sich in der Zeit, sie glauben noch im grauen Altertum zu leben, wo man noch keine Teller drehte, sondern knetete und ein gutes, nahrhaftes Tafelgeschirr besaß. Nicht bloß einen guten Tisch führte man, der Tisch selber war gut zu essen. Wir denken nicht daran, aber wir selbst sprechen doch fortwährend, als ob wir Vitreos wären — machen keinen Unterschied zwischen dem Stiefel und dem Getränk, essen einen Topf und meinen, was in dem Topf steckt. Zwei berühmte Nationalgerichte, die spanische Olla und der französische Pot au feu heißen wörtlich soviel wie Topf. Wir sprechen etwas cavalièrement; der Grammatiker, der uns zuhört, schmält; er muß sich erst die Begriffe in seinem Kopfe zurechtschieben. Der Kulturhistoriker steht stillschweigend dabei und denkt: es ist wirklich einmal so gewesen. Es ist noch so, jede Pastete eine Art eßbarer, aus Teig gemachter Topf, der mitgebacken und mitangeschnitten wird; und wenn auch der Topf etwas Nebensächliches hat und es auf die Gänseleber und die Trüffeln ankommt, ja die Steingutterrine an die Stelle des Blätterteiges tritt: so besteht doch darüber kein Zweifel, daß die Pastete zunächst die Schachtel gewesen ist, die erst nach-

träglich mit Fleisch und Fisch gefüllt ward, und daß sich diese Spezialität der französischen Küche zu der untergeschobenen irdenen Pastetenterrine genau so verhält, wie der gebackene Eßtisch des Äneas zu einer englischen Schüssel, oder zu einem Teller, den Vitreo aufißt.

Den er aufgegessen hat — fuimus Troes, fuit Ilium et ingens Vitreus: soeben erfahre ich aus Hamburg, daß dem Ungeheuren ein Glassplitter in die Leber gedrungen und er infolge eines Abscesses zu Grunde gegangen ist.



Friß Vogel
oder stirb!



Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen:
Harte Bissen giebt es zu kauen;
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen.
Goethe.

Menschen kommen herunter. In Neapel lebt ein Ruffian, ein Paläologe, ein Sprößling der letzten Dynastie des Oströmischen Reiches; und der Träger eines anderen großen Namens, ein Nachkomme der langobardischen Könige, kein Graf, aber ein Vizegraf, kein Conte, aber ein Visconte, mit einem Worte ein Enkel der alten lombardischen Familie der Visconti ist vor kurzem wieder einmal aus dem Gefängnis entlassen worden. Er sucht das erste beste Taschen-

tuch zu stehlen, um wieder hineinzukommen. Denn er fühlt sich daselbst zu Hause; an zwanzigmal hat er schon gebrummt. Der alte Mann, ein hoher Sechziger, besitzt von einer Grafschaft nur noch das Vice — sein verschwenderischer Vater hinterließ ihm 2000 Lire, als er starb; die waren bald durchgebracht. Erst hing er sich an die Frauen; dann betrat er den Weg des Verbrechens. Er ist ein Lump.

Seine Vorfahren waren bekanntlich die Herren von Mailand; ein Visconti, Giangaleazzo, Conte di Virtù, gründete 1396 die wunderwürdige Kartause von Pavia; einer unter ihnen, Matteo Visconti, führt in der Geschichte den Beinamen des Großen. Matteo Magno, ein Vorkämpfer der Ghibellinen, wurde nicht wegen gemeinen Diebstahls ins Loch geworfen, aber als kaiserlicher Statthalter vom Papste in Acht und Bann gethan. Im Namen des heiligen Vaters, Johanns XXII., kam der Kardinal Bertrando del Poggetto von Avignon nach Mailand, um die Visconti zu exkommunizieren. Der Kirchenfürst traf den alten Herrn, er zählte auch schon seine siebzig Jahre, nicht zu Hause, reiste ihm aber nach und traf den mächtigen Delinquenten, als er eben mit seinem Gefolge über eine Brücke ritt; hier sollte der Bannstrahl zucken, hier das

Anathema esto! — fallen. Da gab der greise Feldherr der Sache eine unerwartete Wendung.

Er ließ den zürnenden Purpurträger fragen, ob ihn hungere; oder ob er Durst habe. Verdutzt und mißtrauisch antwortete der Illustrissimus: „Ich habe Hunger!“ — „So friß hier deine Bannbulle, Priester! Friß dein nichtsnutziges Pergament mitsamt dem bleiernen Insiegel, den ohnmächtigen Fischerring, er macht mich zu lachen! Friß Vogel oder stirb!“ — Der arme Kardinal, der doch kein Vogel war, mußte die Bannbulle wahrhaftig rein aufessen, das geschah im Jahre des Herrn 1322. Anderthalb Jahrhunderte später, im Jahre 1470 zwang ein anderer Herzog von Mailand, Galeazzo Maria Sforza einen armen Bauern, der den Wildbann übertreten und mit einer Hakenbüchse einen Hasen geschossen hatte, selbigen Hasen, gleichsam seine Sünde, mit Haut und Haar zu verzehren.

Das war der Sforza, der die Straßen von Mailand pflastern und (1473) die prachtvolle Fassade der Certosa, eins der glänzendsten Werke der Frührenaissance ausführen ließ.

Friß Vogel oder stirb! — Der Kardinal Bertrando hätte wohl eher fressen und sterben und schier an dem harten Bissen erwürgen können,

gleich dem Bauern, der einen Kalender für Koriander einnahm; dann wäre ein altes Wort wahr geworden, daß wer vom Papste esse, daran sterbe. Qui mange du Pape, en meurt.

Im Oktober 1874, nach der Verhaftung des Grafen Harry von Arnim, erschien im „Bayerischen Vaterland" ein Artikel: „Er hat vom Papst gegessen." 1870 sollte Arnim als Gesandter des Norddeutschen Bundes bei der päpstlichen Kurie kein ehrliches Spiel gespielt und Viktor Emanuel die Thore der Ewigen Stadt geöffnet haben. „Wehe dem, der vom Papste gegessen!" — argumentierte der bekannte Preußenfresser, das Schlußwort kann man heute nicht ohne Bewegung lesen, „wehe dem, der vom Papste gegessen! Napoleon I. bezahlte es mit Leipzig und Waterloo, Napoleon III. mit Sedan, und Arnim sitzt im Gefängnis. Aber Arnim war nur das Werkzeug Bismarcks. Auch der hat vom Papste gegessen". Und so könnte man auch anführen, daß Matteo Visconti kurz darauf in der Pfarre zu Crescenzago, nachdem er die Regierung in die Hände seines Sohnes Galeazzo niedergelegt hatte, im Kirchenbanne gestorben ist; aber an dem Kardinal Bertrando sieht man wohl, daß man das Wort nicht im eigentlichen Sinne zu nehmen hat. Er, der mehr vom Papste aß, als es jemals ein Arnim that, ist

meines Wissens nicht daran gestorben; er hat nicht nur den großen Visconti, sondern den Papst Johann, seinen angeblichen Vater, selber überlebt, er starb erst am 3. Februar 1352 zu Avignon.

Der Papst brachte den Kardinal nicht um, im Gegenteil, dadurch, daß er vom Papste aß, rettete er sein Leben; der Tod, oder zum mindesten ein kaltes Bad in den rauschenden Wellen der Olona wäre ihm gewiß gewesen, wenn er nicht vom Papste gegessen hätte.

Der Leser hat vielleicht schon einmal gefüllte Briefumschläge oder Kouverts gegessen, viereckige Blätter aus Mürbteig, die mit Marmelade bestrichen und dann wie ein Kouvert zusammengefaltet und gebacken, schließlich auch noch mit einer eingemachten Kirsche gesiegelt werden; er kennt jedenfalls auch den sogenannten Kabinetts-Pudding, dessen einzelne Schichten die verschiedenen Portefeuilles bedeuten sollen. Aber es dürfte dem geneigten Leser neu sein, daß eine ähnliche Zumutung, nur in uneigentlichem Sinne bereits zweimal in der heiligen Schrift gestellt wird. Dem Verfasser der Offenbarung und dem Propheten Ezechiel. Jener soll ein Buch, dieser einen Brief aufessen. Da war eine Hand gegen Ezechiel ausgereckt, die hielt einen verschlossenen,

vollgeschriebenen Brief. Und der Prophet wurde bedeutet, das Schreiben zu verschlingen. Du Menschenkind, iß was vor dir ist, nämlich diesen Brief; und gehe hin und predige dem Hause Israel (III, 1). Sowohl Ezechiel, als auch der Apostel Johannes fand Geschmack an dem Gericht, es schmeckte honigsüß; aber der letztere bekam hinterher Leibweh. „Da ich es gegessen hatte" heißt es Offenbarung X, 10, „grimmete mich's im Bauch". Mein Gott, es giebt ja Bücher voll Wein, voll Schnaps, zumal bei den amerikanischen Temperenzlern; wie Panurg das Orakel der Göttin Bakbuk befragt, reicht sie ihm einen silbernen Folianten voll echten Falerners und spricht: Versuche dies Kapitel, schlucke diese schöne Glosse, trink! — wobei sie sich (V, 46) ausdrücklich auf den alten Propheten der jüdischen Nation beruft. Und doch ist bei ihm das Essen gewiß bloß bildlich gemeint, wie vorhin das Essen vom Papste bildlich gemeint war, die Meinung aber gerade die umgekehrte: das Verschlingen der beiden Schriftstücke bedeutet die völlige und begierige Aufnahme ihres Inhaltes, des göttlichen Geistes und der göttlichen Offenbarung. Auch Jeremias hat die Worte des Herrn gegessen. Was brauchen wir Moses und die Propheten zu zitieren? Zu allen Zeiten sind ja Leute, die viel lesen, als Bücherfresser

bezeichnet worden, den großen Rabelais nannte ein Zeitgenosse, Louis Rouzeau: Helluonem librorum maximum, die Franzosen reden heute noch von keinem Bücherwurm, sondern unverblümt von einem Mangeur de Livres, wie wir von einem Heiligenfresser reden — als der Doktor Sänftl dem frommen Kurfürsten von Bayern anstatt eines Brechmittels ein Muttergottesbildlein eingab, fiel der Tropus wieder in die Wirklichkeit zurück. Ich meine, zu allen Zeiten hat man Romane und Zeitungen verschlungen; und wer kann wissen, ob der Enkel des großen Visconti, der jetzt im Gefängnis sitzt, nicht dadurch heruntergekommen, dadurch so tief gesunken ist, daß er in seiner Jugend aus schlechten Büchern genascht und an einer unnützen Litteratur herumgekostet hat! Ein alter Verbrecher gestand einmal, daß der erste Schritt zu seinem sittlichen Ruin ein Naschpfennig gewesen sei, den ihm seine Großmutter zugesteckt habe. Es wäre tausendmal besser, wenn die schlechten Autoren ihre Bücher selber essen müßten, anstatt daß sie vom Lesepublikum verschlungen werden. Lieber Leser, du lächelst? — So etwas kommt vor.

Daß ein Verleumder seine Schmähschrift, ein Pasquillant sein Pasquill, ein Zoïlus seine Kritik zur Strafe in natura hat aufessen müssen,

ist nichts Unerhörtes. In England wurde den Pamphletisten das rechte Ohr abgeschnitten, das geschah noch im 18. Jahrhundert; in Deutschland müssen sie Pamphagie üben, Pamphletophagie treiben, mit einem Worte: die Pamphlete fressen. Die Prozedur gefällt mir, sie hat etwas Sinniges: der Sünder tilgt seine Schuld, die in Form eines Manuskriptes oder eines Druckbogens vor ihm liegt. Der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz trennte sich bekanntlich von seiner rechtmäßigen Gemahlin und heiratete die Loysa von Degenfeld. Über dieses Liebesverhältnis hatte sich ein gewisser Oldenburger, ein Reiseschriftsteller, unpassend ausgelassen. Ein General Friedrichs des Großen ließ einem Zeitungsschreiber, der ihm im Siebenjährigen Kriege unbequem geworden war, hundert Stockschläge aufzählen; der Kurfürst nahm Gelegenheit, den Oldenburger in Genf höchsteigenhändig durchzuprügeln. Und nicht genug: die zwei Seiten des Buches, auf welchen die anstößigen Stellen standen, mußte der arme Kerl kleinkauen und hinunterschlucken.

Einen solchen Denkzettel bekamen die Herren Kollegen oftmals. Im Jahre 1523, als die Reformation in den sächsischen Landen weiter und weiter um sich griff und die Theologen der alten Schule mit Haß und Besorgnis zusahen,

gab der Baccalaureus Jobst Weisbrod eine Schmähschrift gegen die Dresdener Geistlichkeit heraus. Dieselbe wandte sich gekränkt an den Landesherrn Herzog Georg den Bärtigen (der übrigens damals noch nicht bärtig war; er ließ sich den Bart erst 1534 nach dem Tode seiner Gemahlin wachsen). Der Herzog machte kurzen Prozeß: unser Pasquillant wurde an den Pranger gestellt und veranlaßt, sein Elaborat mit Stumpf und Stiel zu verzehren. Dann wurde er ins Loch gelegt und schließlich zum Lande hinausgejagt. In dem Erlaß des Prinzen Georg von Sachsen, der kürzlich Überreste des Pennalismus in der Armee aufdeckte, kam ein Fall zur Sprache, daß ein Soldat von seinem Vorgesetzten gezwungen worden war, noch etwas Schlechteres, nämlich das zu essen, was die gläubigen Buddhisten von dem Dalai Lama essen: seinen eignen Kot, als wäre es Schnepfendreck. In Italien nennt man einen Nordwind Dreckfresser (Mangiafango), weil er alles trocknet.

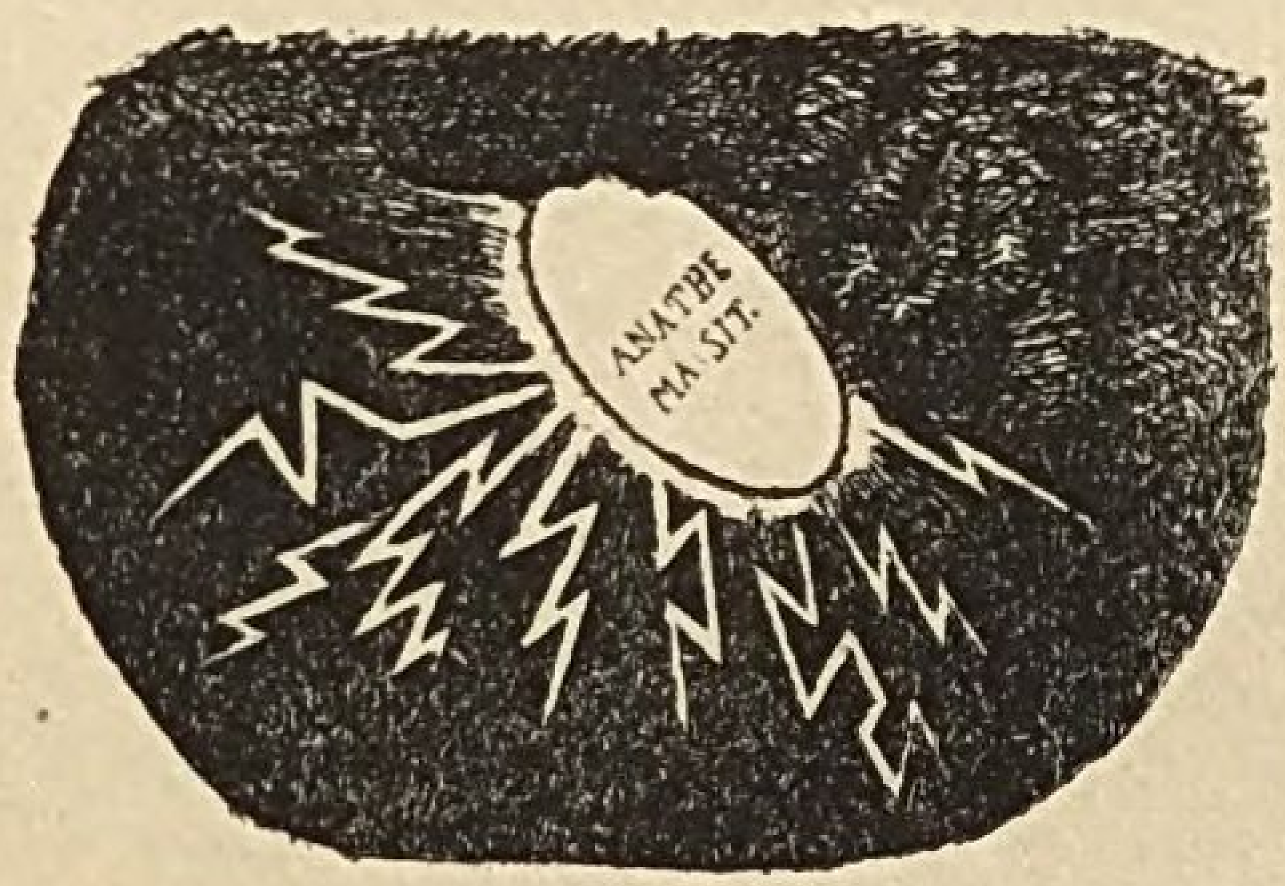
Friß Vogel oder stirb! — Diese Alternative pflegt zunächst Vögeln gestellt zu werden, die kirre werden sollen: ein bestimmtes vorgesetztes Futter müssen sie annehmen oder Hungers sterben. Auch Menschen macht man auf solche Weise kirre — mehr noch: man macht sie durch dieses Mittel oft wieder gesund, wenn sie schwerkrank

sind — ja, man macht die Sünder dadurch rein. Das ist der Grundgedanke dieser seltsamen Maßregel, daß einer zurücknehmen soll, was er verbrochen hat, daß er seine eigene Sünde durch Wegessen aus der Welt schafft — es liegt etwas Versöhnendes, ich möchte fast sagen etwas Religiöses in diesem Mahle. Daher sagt Gargantua (I, 40) von den Mönchen: ils mangent la merde du monde, c'est à dire les Péchés.

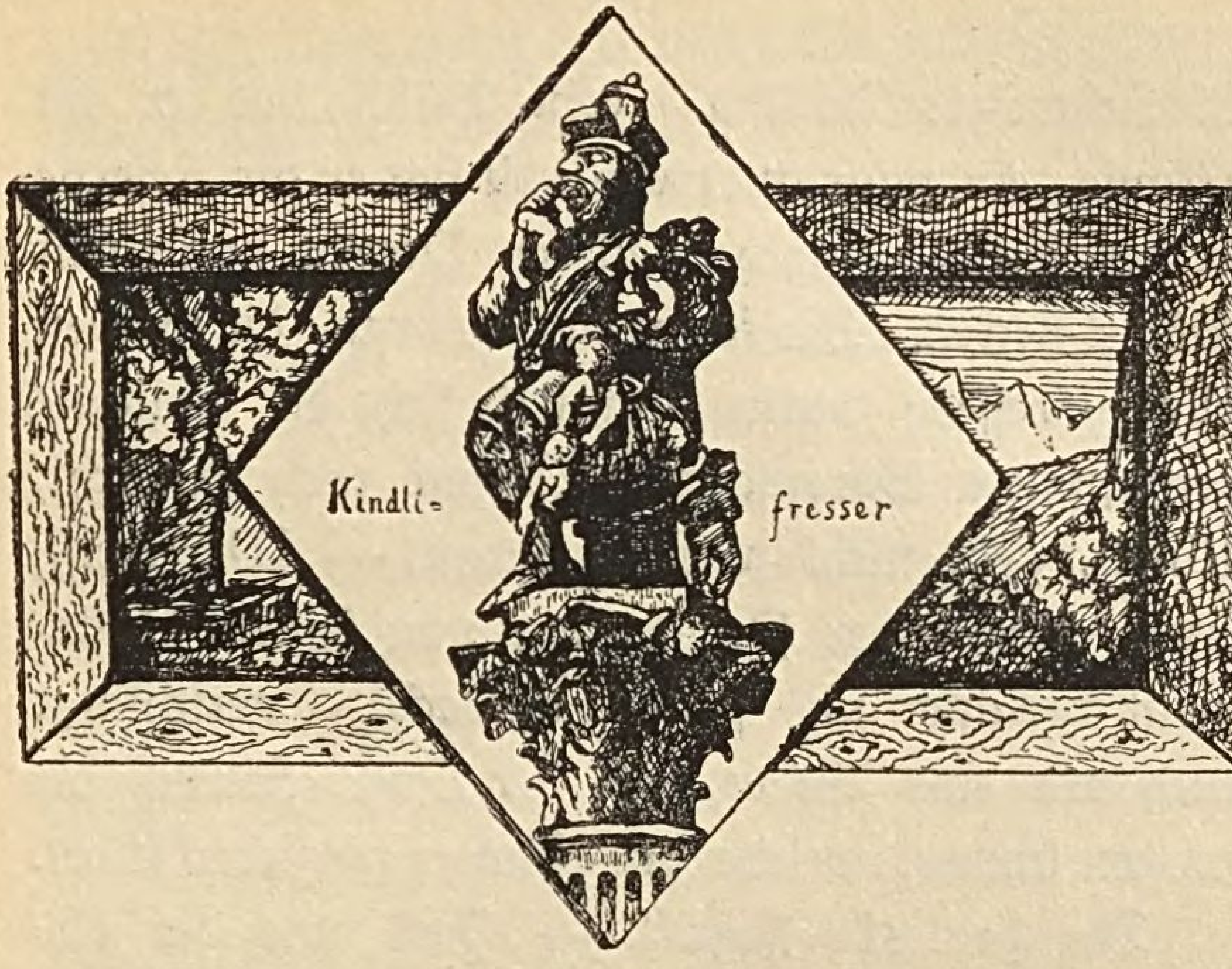
Man hat dieses Wort als eine Reminiscenz aus der Bibel aufgefaßt, wo es (Hosea IV, 8) heißt: Peccata populi mei comedent, was Luther übersetzt: sie fressen die Sündopfer meines Volks, als ob die Priester ihre Rechnung dabei fänden, wenn das Volk recht viel sündige und opfere, weil sie dabei am besten wegkämen; aber Gargantua, der fromme Gargantua will die Mönche gar nicht beleidigen.

Bei Leichenbegängnissen wurden einst in England die Sin-eaters bestellt. Das heißt die Sündenesser. Sie sollten die Schuld der Verstorbenen auf sich nehmen, aufessen und die Seele, die im Fegefeuer Pein litt, erlösen. Ein alter Mann setzte sich vor die Hausthür, mit dem Gesicht gegen die letztere, auf einen Schemel; man reichte ihm einen Schilling, eine Brotrinde und eine Bowle Bier. Das Brot mußte er essen und das Bier auf einen Zug austrinken.

Dann stand er auf und versicherte, der Entschlafene habe nun Ruhe; dann hatte er die Sünde gegessen. Unnötig, an den eigentümlichen Gegensatz zu erinnern, in welchem diese religiöse Anschauung zu einer anderen steht.



Am Kindlifresser-Brunnen.



Schlaf, Kindchen, schlaf!
Deine Mutter ist ein Schaf,
Dein Vater ist ein Butzemann,
Der die Kinder fressen kann . . . .
(altes, vielfach abänderndes Ammenlied)

Unter den zahlreichen schönen Brunnen des diesseitigen Verona, den Bärenbrunnen, den Justitiabrunnen, den Mosesbrunnen, den Schützenbrunnen, den Dudelsackpfeiferbrunnen, befindet sich auch ein Kindlifresserbrunnen. Auf dem Kornhausplatze, neben dem Zeitglockenturme steht er, der Popanz, der Oger, der Butzemann, der die Kinder fressen kann; eine Schöpfung der Renaissance und wohl nichts weiter als ein Saturn

in Schweizer Kostüm. Ein Bübli hat er im Maule, ein paar andere Kindli hat er zur Reserve in der Tasche, noch weiteren Vorrat in seinem Gürtel stecken. Die kommen alle dran, die werden alle gefressen; unten tummelt sich die obligate gewappnete Bärenschar. Nehmt euch in acht, Kindli, geht nicht zu nahe heran! — Wer weiß, langt einmal der Popelmann von seinem Postament herunter und frißt euch auch — verschlingt euch wie eine Auster, wie der Vogel Strauß die jungen Enten, welche die Mutter spazieren führt.

Die groteske Figur! — Just wie der einäugige Riese Polyphem, der einst in Fausts Auditorium erschien und gar nicht wieder fortzubringen war. Der Doktor las eben über Homer und machte sich das Vergnügen, seinen Schülern die antiken Helden persönlich vorzuführen und sie nebst der schönen Helena nach Wittenberg zu zitieren. Da schwebte Agamemnon in voller Rüstung wie ein Schattenbild vorüber, da traten Hektor und Achilles, Ulysses und Diomedes ans Katheder, die ganze Iliade stellte sich ein — zuletzt wollte der Doktor die Jungen ein bißchen zu fürchten machen, noch ein Klöpflein, und mit einem ungeheuren Satze sprang der riesige Cyklope durch die offene Thüre in den Hörsaal. Er hatte einen langen zottigen roten Bart, ein zappelndes, bereits halbverschlungenes Kindli hing ihm eben

noch mit dem einen Schenkel zum Maule heraus, und war, wie Augenzeugen versichern, grausam und erschrecklich anzusehn. Es standen ihnen allen die Haare zu Berge, Faust lachte sich in sein Fäustchen. Das heißt, er wollte sich ausschütten vor Lachen. Eigentlich frißt ein Cyklope keine Kindli, sondern Mannli, womöglich den schlauen Ulysses und seine Sippschaft selbst, wie der Menschenfresser in der dritten Reise des arabischen Seefahrers, die mit dem neunten Buche der Odyssee fast wörtlich übereinstimmt.

Auch die fünfte Reise Sindbads, wo er einen alten Kannibalen huckepack tragen muß und nicht los wird, bis er ihn endlich betrunken macht und erschlägt, erinnert an die Erzählung des Odysseus; und endlich findet sich die Höhle des Cyklopen mit allem Zubehör, mit den Schafen, dem Wein, den Spießen in Tausend und eine Nacht noch ein drittes Mal, in der Geschichte des Prinzen Seif Almuluk und der Tochter des Geisterkönigs wieder; hier ist es Said, der das alte Laster blendet und umbringt.

Giebt es nicht noch einen modernen Kindlifresser, der sich mit dem Berner Original vergleichen ließe? — Einen tüchtigen. Dieser steinerne Kannibale könnte das Bild eines Kollegen im Thüringer Walde sein. Just wie Jannickel aus Eichelborn! Der Kuhhirt, der vor hundert Jahren

ein Mädchen und einen Handwerksburschen auffraß! — Ja, liebe Kindli, in Thüringen, im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach hat er gehaust, es ist nicht solange her. In unserer Sommerfrische, in Berka an der Ilm, kann man die Menschengebeine und die Schädel noch frisch herumliegen sehen, frischer als in den Höhlen Siziliens; im Meran Thüringens ist die Fabel vom Werwolf wahr geworden. Davon laßt ihr euch nichts träumen, wenn ihr in der Kaiser-Wilhelms-Burg vortrefflich schlaft oder von der Polka kommend Pilze sucht.

Es ist mir, als ob's gestern gewesen wäre. Gestern, Kindli, könnt mir's glauben, gestern bei dem Saft der Trauben, stellt euch mein Entsetzen für! — kam der Butzemann zu mir. Unter den Pappeln, die Goethe gepflanzt hat, an der Karl-August-Quelle kam er zu mir, kann's euch schriftlich geben. Las ich so von ungefähr in einer ehrwürdigen Innungslade von den E x e k u t i o n e n, so allhier in Berka geschehen — von der alten Glasern, die einem neunjährigen Mädchen den Bösen Feind in einem gestrickten Handschuh zugebracht, so aber durch die damaligen Priester mit der Hilfe Gottes und fleißigem Gebet wieder von ihr getrieben worden — der Scheiterhaufen ist auf dem Bröstlingsberge, zwischen Bergern und dem Hohen Wege zum Hexenberge

hinaus errichtet und hier die alte Glasern verbrannt worden, am Margaretentage des Jahres 1673 — ihr Wohnhaus war über dem Wasser, nicht weit von der Kohlstatt an der Ilm, und wurde dieser Ort, wo die Hexe gewohnet, hernach von denen Leuten die Drachenburg zugenennet.... Jesus Maria und Joseph, da kam er angewackelt, der Kindlifresser, der Junge-Leutefresser, der Maneater. „Im Jahre des Herrn 1772 den 3. April," so lautete es wörtlich, „ist Johann Nikolaus Goldschmidt" — daß das Ungeheuer auch gerade Goldschmidt geheißen hat — „also Goldschmidt, ein Kühhirt aus Eichelborn ist 1772 allhier in Berka zur gefänglichen Haft gebracht worden, weil er einem Mädchen von elf Jahren, einzige Tochter einer Witfrau zu Eichelborn, in seinem Hause die Kehle abgeschnitten und mit dem Beile vollends totgeschlagen, den Körper entkleidet und in lauter Kochstücke zerhackt, sich auch ein Stück davon gekocht und gegessen. Selbiger hat im Verhör gestanden, wie er auch einen Handwerksburschen auf dem Felde erschlagen, ins Holz geschleppt und des Abends in einer Berre Holz stückweise nach Hause getragen. Es wurde ihm nach eingeholtem Urteil das Rad zuerkannt, welches auch den 24. Juli 1772 unter Zuschauung vieler tausend Menschen an ihm vollzogen worden. Gott behüte alle und jede Christen vor bösen

Thaten, damit sie nicht den gleichen Lohn bekommen!" —

Ja, meldet eine alte Chronik des Städtchens über das seltsame Vorkommnis, „in eben diesem Jahre (1772) erlebten wir ein sehr trauriges Exempel. Hannickel Goldschmidt, der in Eichelborn Hutmann war, erschlug an einem Bußtag einen Handwerksburschen, als er ihm auf dem Felde begegnete, teilte ihn und nahm jeden Tag bei dem Eintreiben des Viehes ein Stück davon in einer Welle Holz mit sich nach Hause, welches er kochte und davon aß. Da es aber zu riechen begann, fütterte er damit seinen Hund, schlachtete alsdann denselben und fraß ihn auch. Einige Zeit darauf bekommt er wie der Tiger, der Blut geleckt hat, Appetit nach jungem Menschenfleisch; er wählte also, seinen grausamen Hunger zu stillen, ein artig Kind, wie er mir selbst gesagt, daß er vor anderen dieses (10—11 jährige) Mägdlein immer lieb gehabt hätte. Dieses locket er, indem es aus der Schule geht, zu sich, zeigt ihm unter anderem auch seine Stubenuhr, und indem das Mägdlein darnach sieht, nimmt er es bei den Haaren und schneidet ihm den Hals entzwei, schlachtet es hierauf ordentlich aus, wie ein Fleischer sein Fleisch in Stücke haut, und nachdem er diese schreckliche That verrichtet, so kocht er davon und ißt. Allein wie konnte die

Rache Gottes hierzu stillschweigen? — Das Mägdlein wurde gesucht, aber nicht gefunden. Endlich sieht eine ihm gegenüberwohnende Bauersfrau, daß sich Goldschmidt unter (während) der Kirche gar sehr beschäftigt und immer etwas verdeckt aus seinem Hause in einen daran liegenden Keller trägt, darbei sie auch gewahr wird, wie ein Zipfel von des ermordeten Mägdleins Rock unter dem seinigen hervorguckt; da sie denn solches anzeigt, worauf der Mörder sogleich eingesetzt wurde. Man fand nun das zerhackte Mägdlein, welches in einem Sacke hierhergebracht wurde, und sahe es fast nicht für Menschenfleisch an, so reinlich und kochstückenartig hatte es der Mörder zerhackt. Der Mörder gestand bald seine bösen Thaten und wurde darauf lebendig von unten hinauf gerädert."

An den Menschenfresser von Berka! — Wenn es im Jahre 1772 schon Postkarten gegeben hätte, wäre vielleicht so eine gekommen. In Wien schreiben sie solche Karten; vor kurzem (1891) verklagte die Bedienerin Fanny Strobl das Dienstmädchen Marie Wirzer, weil besagte Wirzer eine offene Korrespondenzkarte nach der andern an die Menschenfresserin Fanny Strobl, an die Trud Fanny Strobl, an die Hexe Fanny Strobl adressierte. Diese Karten lauteten ungefähr so: „Du Blutsaugerin,

Du hast mich schon ganz ausgesogen, ich habe nichts mehr als die Haut; jede Nacht fährst Du durch den Rauchfang!" — Und wenn aus der sich daran anschließenden Gerichtsverhandlung nur erhellt, daß die Privatklägerin, die Strobl ein Vampyr gewesen, beziehentlich für einen Vampyr gehalten worden ist: so steht dagegen ein anderer Prozeß in frischer Erinnerung, der die Gerichte neuerdings beschäftigt, bei dem es sich um Kannibalismus handelt wie er aufs beste ist, der gleich zu drei Postkarten Veranlassung geben könnte. Ich meine die Schiffbrüchigen der Thekla, die drei Leichtmatrosen, die nach einem dreizehntägigen Treiben und Hungern auf dem Wrack des norwegischen Vollschiffes „Thekla" ihren vierten Kameraden getötet und teilweise aufgegessen haben, die zur Zeit (Februar 1893) in dem Ritzebütteler Gefängnis untergebracht sind und an ihre Landesregierung ausgeliefert werden sollen, sobald diese das entsprechende Verlangen in bestimmter Form gestellt hat.*)

---

*) Wie nachträglich verlautet, sind die wegen Kannibalismus angeklagten drei Matrosen der „Thekla" vom Gericht in Christiania außer Verfolgung gesetzt worden. Die Erklärung der Ärzte Holm und Winge über den Geisteszustand der Angeklagten wurde am 23. März dem Gericht vorgelegt; sie schloß nach „Norges Söfartstidende": „Wir nehmen an, daß die Matrosen in der Zeit, als sie die Handlung begingen, sich in einem

Alle drei sind jung. Olaf Andersen aus Tönsberg in Norwegen zählt 22 Jahre. Christian Hjalmar Jacobsen aus Christiansund steht in demselben Alter. Alexander Johansson, aus Fiskerbekskilde in Schweden, hat es noch nicht über 26 Jahre gebracht. Der Getötete, von dem die Drei kurzweg als von dem „Holländer" sprechen, war der Älteste von allen. Er zählte 27 Jahre.

Hören wir, wie es der Olaf Andersen, erzählt: „Am 1. Dezember hatten wir Philadelphia verlassen. So bis zum 20sten hin war die Fahrt gut. Dann in der Nordsee fing das schwere Wetter an. Es kamen Schlagseen und das Schiff war nicht zu helfen. Es

---

Zustand höchstgesteigerten Hungers befanden und wahrscheinlich umgekommen wären, wenn sie nicht zu jener verzweifelten Handlung gegriffen hätten." In der Erklärung wird ferner ausgesprochen, daß, wenn die Matrosen frisches Wasser gehabt hätten, um ihren entsetzlichen Durst zu löschen, sie die grausige That sicherlich nicht begangen hätten. Die Ärzte finden, daß der Trieb der Matrosen, ihren Durst zu löschen, so groß gewesen sein muß, daß die Mehrzahl der Menschen im gleichen Fall ebenfalls ein solches Gewaltmittel nicht gescheut haben würde. Unzweifelhaft sei, daß die Matrosen Leiden durchgemacht hätten, die groß genug waren, sie aus der Fassung zu bringen; aber ihr Verhalten während der That und ihre gute Erinnerung an das Geschehene widersprächen der Annahme, daß sie im Augenblick der That geisteskrank gewesen seien.

brach auf. Zwei Masten waren gekippt, aber das half nichts. So sollten wir denn in die Boote. Aber beim Schwoien gingen sie über, alle bis auf eines. Dahinein sprang, was gerade zur Stelle war, der Kapitän und einige Andere, im Ganzen 8 Mann. Wer zurückblieb, floh in die Wanten. Wir sahen nicht viel von einander, wußten im Anfang auch nicht, wer alles dageblieben war. Denn bei den fortwährenden Rollen und Niederschlagen der See hatten wir alle Hände voll zu thun, uns vor dem Hinwegspülen zu bewahren. Als wir später Umschau halten konnten, da sahen wir, daß wir unser vier waren: Jacobsen, Johansson, der Holländer und ich. Das war am 22. Dezember. Zu essen hatten wir alle vier nichts. Nicht einmal ein Tabakblatt. Nicht einmal eine Brotscheibe. Die Sache war so schnell gekommen. Zu dem Hunger trat die Schlaflosigkeit. Denn wir saßen im Mastkorb, und der Mastkorb war klein. Und wenn einen der Schlaf übermannte, dann kam eine Welle und schlug ihn auf den Kopf und ins Gesicht, daß es schmerzte. Da war es mit dem Schlafen aus. Und das machte uns schrecklich zu schaffen. Wir litten sehr. Schiffe kamen vorüber, aber sie sahen uns nicht; denn es war viel nebliges Wetter damals, oder es war Nacht.

Wir sahen sie freilich, diese fremden Schiffe, selbst in der dunkelsten Nacht, denn unsere Leiden machten unsere Augen scharf. Aber die Anderen hatten diese Augen nicht, und so fuhren sie vorüber und sahen uns nicht."

„Am dreizehnten Tage — es war ein Freitag — hatte sich die See beruhigt, das Wetter war klar. Es war am Morgen Tau gefallen, und den leckten wir von den Stengen und den Manilatauen, soweit wir sie erreichen konnten. Das gab dem einen oder anderen von uns einigen Mut. Nicht allen, der Holländer zum Beispiel war ganz verzagt."

„Um uns vor dem Erfrieren zu schützen, kletterten wir vom Korb nach der Back, die um diese Zeit etwas über dem Wasser stand, und von der Back wieder hinauf nach dem Korbe. Da, im Stehen auf der Back, sprach einer zum erstenmal davon. Wer es war, weiß ich nicht. Genug, es war gesprochen. Einer sollte sterben, damit die anderen mit dem Leben davon kämen. Der Holländer meinte, er schere sich ohnehin nicht mehr ums Leben. Er wolle es sein. Wir anderen aber sagten, wenn es schon sein müsse, so solle es Rechtens hergehen, wie es so Brauch ist in dergleichen Fällen."

„Ja. Und so beschlossen wir denn, es auch so zu machen. Vorerst warteten wir noch so

von Morgen bis Mittag hin und darüber. Vielleicht käme doch noch ein Schiff, aber es kam keins. Und dann fing der Holländer aufs neue an, daß wir ein Ende machen sollten, so oder so; er ertrüge es nicht länger. Und so stiegen wir denn wieder hinunter auf die Back, einer nach dem anderen. Und als wir unten waren, zerriß einer von uns ein Stück Leinwand und machte daraus vier Teile, davon eines kürzer war als die anderen. Und dieses kürzere sollte der Tod sein. Wer das zog, der sollte sterben. Und der Holländer zog es." — — —

Olaf Andersen streicht sich glättend mit dem Rücken der Hand über die Stirne. Er fährt fort: „Der Holländer wurde still und wir anderen blieben es auch. Mit einem Male stellte er sich mit dem Gesichte seeseits und mit dem Rücken gegen uns, und das war das Zeichen. Ins Auge ihm sehen mochte keiner von uns. Aber so ging es. Ich legte ihm von hinten die Arme um die Brust, der Jacobsen that auch so an den Beinen und der Johansson stach mit dem Schiffermesser los — —

— Und Ihr aßet wirklich?

— Ja, wir aßen davon. An dem einen und auch an den zwei anderen Tagen, die bis zur Ankunft des Dansk, des dänischen Barkschiffs vergingen, das uns hinübernahm. —

— Und Ihr dachtet an nichts dabei?

— Nein, Herr. Wir haben gar nichts gedacht. Auch früher nicht. Der Durst, der Hunger und das Nichtschlafenkönnen — ein Anderes hatten wir nicht im Sinne."

Und der Unglückliche greift mit beiden Händen an seinen Kopf, als gälte es, noch jetzt die Dämonen zu bannen, die jene schrecklichen Tage da drinnen wachgerufen hatten.

„Sehen Sie, der große Hunger und der große Durst und das viele Nichtschlafen — das ist schuld an allem. Wenn der Dansk nur drei Tage früher gekommen wäre, es wäre ja auch uns lieber gewesen, aber er kam nicht und da war der Hunger, der Durst und das Nichtschlafen — —

poscia più che il dolor, potè il digiuno,

sagt der Graf Ugolino in Dantes Hölle (XXXIII, 75), der im Hungerturm zu Pisa seine Söhne und Enkel angefressen haben soll, eine gleich der Geschichte des Grafen Gaston von Foix vielfach ausgebeutete und von den Ciceroni nacherzählte, aber von den besonnenen Italienern geleugnete gräßliche Szene.

Also wollen wir's jetzt nachholen und am Kindlifresserbrunnen eine Postkarte nach Berka ablassen — nach Berka, wo nach der unmaßgeblichen Meinung eines jungen böhmischen Kur-

gastes, des talentvollen Freiherrn von Prochaska alle sieben Todsünden im Schwange gehn. Ja, wer soll denn die Karte schreiben? Ich? Oder Du? Ein anderer Christenmensch? Wer soll sie schreiben, wer darf sie schreiben? Welcher ist unter euch ohne Sünde? —

Wer kann mit Gewißheit behaupten, daß er in seinem Leben noch nie vom Menschen gegessen habe? — Von den Verfälschungen des Fleisches, durch die einer gelegentlich ohne seine Schuld zum Menschenfresser werden kann, will ich gar nicht reden. In Europa laufen bisweilen Schauermären von Fleischern, die Menschen verwursten, um — diese Anklage ist alt; schon in Tausend und eine Nacht wird der vierte Bruder des Barbiers, ein Metzger beschuldigt, Menschenfleisch für Schaffleisch zu verschleißen. Wie schon manche Katze für einen Hasen, manche Hammelkeule für eine Rehkeule gegessen worden ist, so würde man den Menschen, wenn er gerade vorgesetzt würde, nicht gleich riechen. Selbst die Götter sind ja ihrerzeit auf den Leim gegangen, als ihnen Tantalus Plops mit saurem Rahm auftischte, wenigstens Demeter, die ruhig das eine Schulterblatt abknaupelte, ließ sich täuschen; der Meder Harpagus, der von Astyages so furchtbar gestraft und an der königlichen Tafel mit seinem eigenen gebratenen Sohne bewirtet ward,

meinte auf eine diesbezügliche Frage, es schmecke prachtvoll. Ebenso Thyestes, dessen Mahlzeit sprichwörtlich und für die christlichen Liebesmähler vorbildlich geworden ist; erst als die Köpfe, die Ärmchen und die Beinchen hereingebracht und dem Vater hingeworfen wurden, merkte er den Braten, wie man zu sagen pflegt: er fluchte dem Hause des Tantalus, und Helios blickte weg. Über solche betrügerische Manupilatirnen, solche verhängnisvolle Irrtümer, denen sogar ein armer Vater zum Opfer fällt, meine ich hier nicht.

Ich meine was in der Urzeit wirklich als Sitte bestanden hat und noch gegenwärtig in Rudimenten fortlebt. Ich kenne einen geistlichen Liederdichter, der hieß Neunherz; Neunherz war einer, der neun Kinderherzen gefressen und dadurch nach einem Aberglauben Unsichtbarkeit und Allwissenheit erlangt hatte, wie Siegfried durch das Herz Fafners. Unsere Väter waren Kindlifresser wie der am Berner Brunnen — die Arier, die Semiten waren es — die Australier, die Bewohner der Markesas- und der Marshallinseln sind's, soweit man den Berichten trauen mag, gewesen, sind es heute noch — darf man denn die kleinen Kinder fressen? — Die Tötung und die Verspeisung der Brut scheint eine ziemlich allgemeine Maßregel der Naturvölker zu sein, wie es die vieler Tiere ist. Sichten wir einmal

unsere Freunde, die guten alten Griechen, wie der Herr das Haus Israel mit einem Siebe sichten lassen will; da der Berner Kindlifresser eine Renaissance des alten Kronos-Saturnus sein soll, liegen sie uns am nächsten. Dem Publikum eines Äschylus flößte der Gedanke, daß ein Vater die eigenen Kinder auffressen könne, Grauen ein, selbst wo es wie bei Thyestes unwissentlich geschah; so vollständig war den damaligen Griechen der Instinkt des Gottes abhanden gekommen, von dem die Sage ging, daß er alle seine Kinder gleich nach der Geburt verschlungen habe. In ihren Märchen wird der Menschheit ein Spiegel vorgehalten, in ihnen erblickt sie sich selbst, wie sie einst gewesen ist; und die Mythen sind Märchen, die von den verewigten, in Himmelsferne gerückten Ahnen eines Volkes erzählen. So ist Kronos in Griechenland der göttliche Repräsentant eines vorhellenischen Volkstums, das von Zeus verdrängt wird. Den Zeus, den jüngsten Sohn, hat die Mutter gerettet, indem sie den Vater täuschte und ihm statt des Säuglings einen Stein in Windeln vorhielt; diesen Stein, den Kronos nachmals gleich seinen übrigen Rangen wieder von sich geben mußte, einen Fetisch des Zeus, sah Pausanias in Delphi. Das ist ganz und gar die Art der Katzen und der Hunde, auch hier pflegt der Vater die Kinder aufzufressen,

damit die Mutter recht bald wieder brünstig werde, auch hier schützt die Mutter ihr Geheck vor dem blutdürstigen Vater, wenn sie auch nicht dieselbe List braucht wie eine Rhea. Auch die Schweine fressen ihre Jungen. Beiläufig sind gerade diejenigen Vögel, die man am häufigsten der Lieblosigkeit zeiht, die Rabenväter gegen ihre Jungen gar nicht grausam. Kronos war dagegen ein Rabenvater, wie er im Buche steht, der Typus einer Zeit, in welcher die Sonne ihr Antlitz noch nicht abwandte und ihr Wagen noch nicht entgleiste, wenn ein Vater seine Kindli fraß. Das ereignete sich 'erst später in der Ära Zeus, in dieser wäre Kronos ein Unmensch gewesen, wenn er nicht ein Gott gewesen wäre.

Dieselbe Entwickelung haben alle Kulturvölker durchgemacht, alle haben sie Märchen, wo die Wölfe die Rotkäppchen und die alten Hexen die Hänsel und Gretel fressen, wenigstens fressen wollen, indem man bei uns die Märchen nicht den Erwachsenen, sondern den Kindern zu ererzählen pflegt. Im Orient steckt man dem Cyklopen einen ganzen Mann, im Abendlande nur ein zappelndes Kind ins Maul. Menschenfleisch, Kindli ist von den Menschen zuerst (auf den Fidschiinseln) mit Gabeln gegessen worden, wie wir schon erwähnten. Man muß sich vorstellen, daß Kannibalismus, Kindertötung und

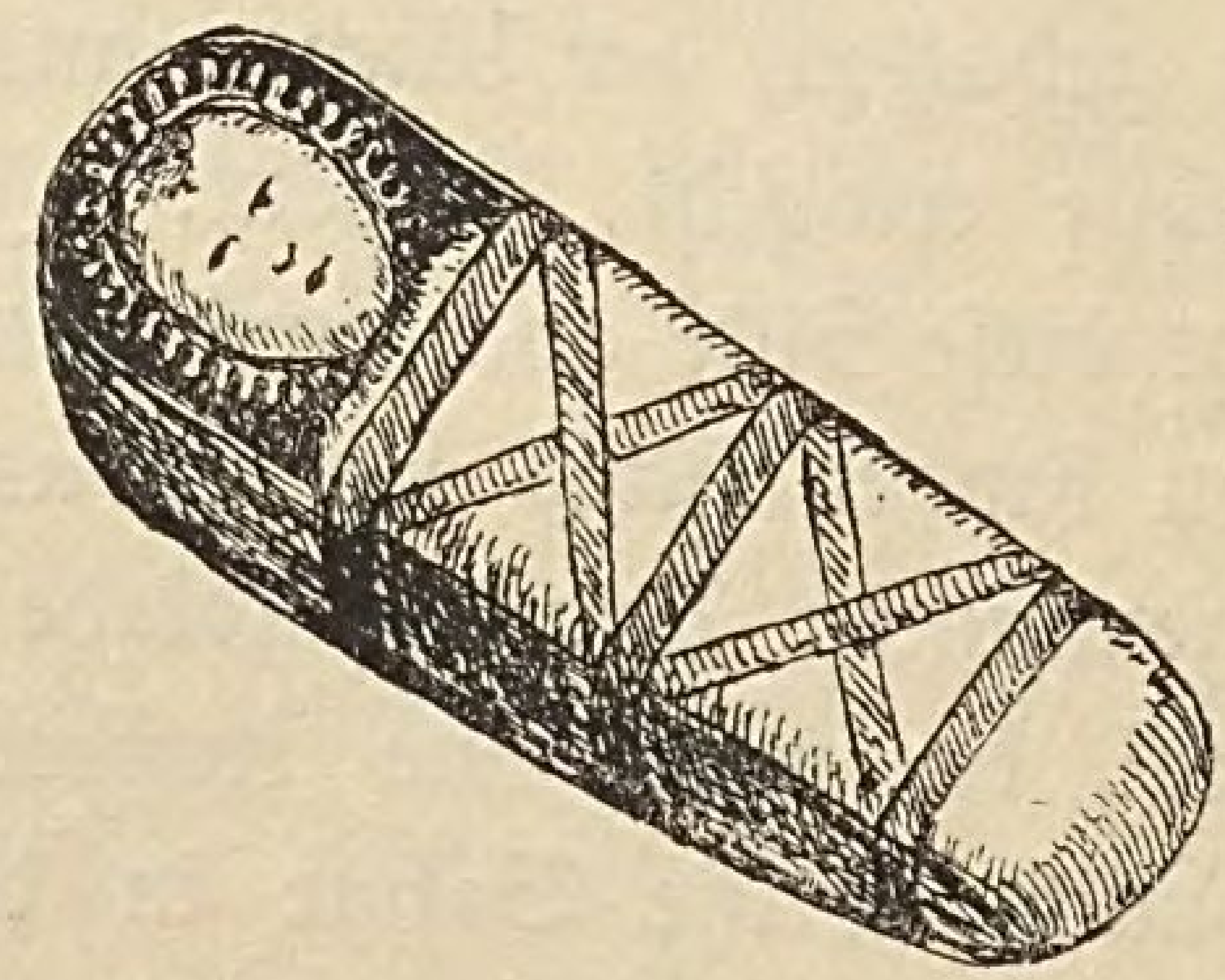
Kinderfresserei für die Erinnerung in eins zusammengeflossen sind und daß alle drei Formen der Anthropophagie einerseits durch religiöse Riten, andererseits durch die Gewohnheit wacherhalten werden: geliebte Personen vor Liebe aufzufressen. Der König der Lydier, Kambles, erzählten sich die Griechen, war dermaßen gefräßig, daß er in einer schönen Nacht seine Frau Gemahlin aufaß. Als er aufwachte, hatte er ihre Hand im Maule stecken; weiter war nichts mehr übrig. Er erhing sich, denn er hatte sie sehr geliebt. Und um etwas Moderneres anzuführen: eine junge Frau erzählt des Morgens ihrem Manne, während sie sich die Strümpfe anzieht, einen sonderbaren Traum. Sie habe zu Mittag kochen wollen und nicht gewußt was. Alles mögliche habe sie vorgeschlagen, Maccaroni, Leipziger Allerlei, Hammelfleisch, Schweinsknöchelchen mit Klößen und Meerrettig — er aber beharrlich dazu geschwiegen. Endlich habe ihr nichts mehr einfallen wollen, jetzt weiß ich wirklich nichts mehr, habe sie gesagt; „doch warte, da denke ich eben dran, ich habe oben auf dem Boden eine Großmutter im Salz liegen; sie wird aber noch zäh sein.“ Wie viele alte Großmütter haben wir im Salze! —

Die hohe Kultur scheint die Instinkte, die unnennbaren Begierden der Urzeit wiederzubeleben,

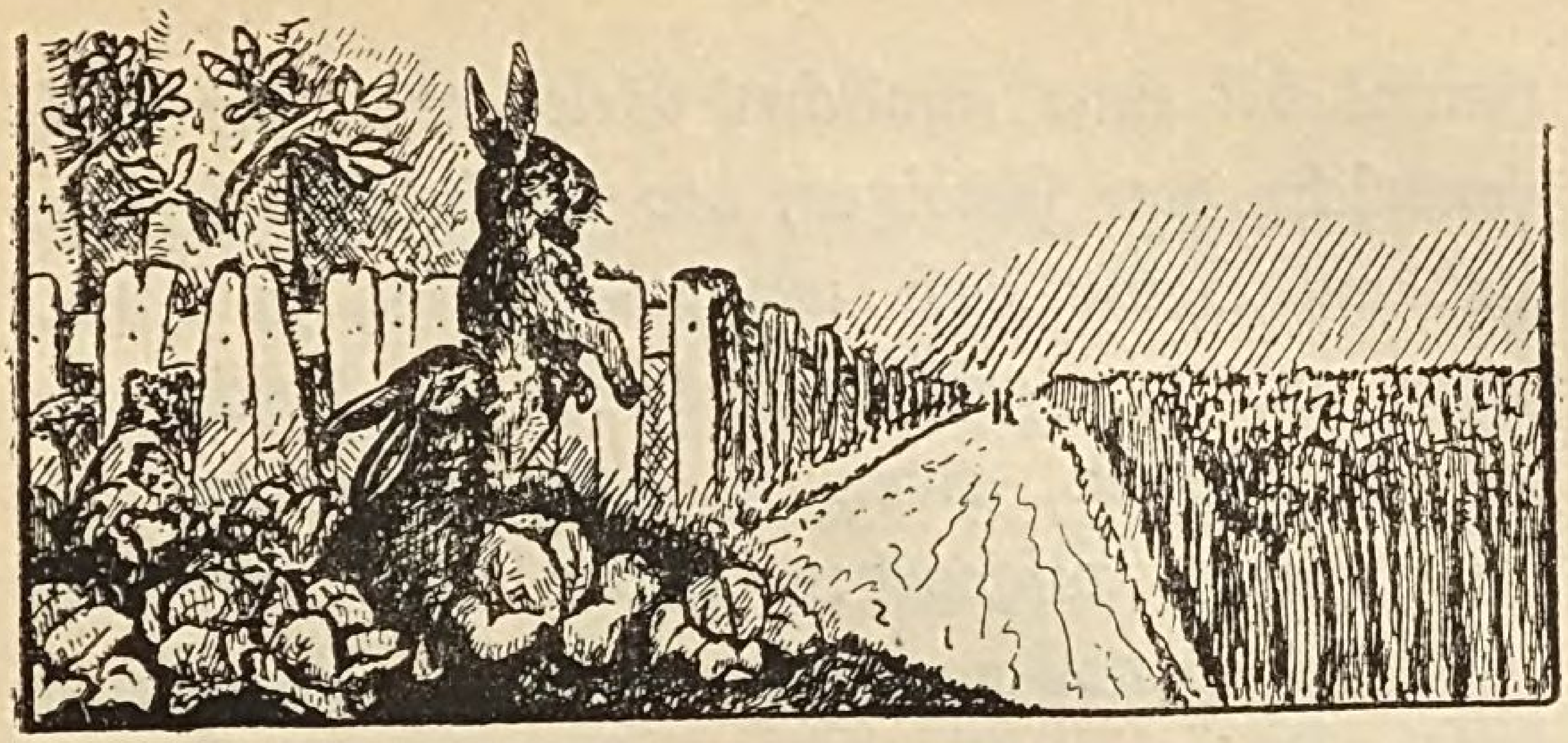
sie bringt in ihren großen Städten neue Kindlifresser hervor und Reste der alten ans Tageslicht. Die junge Frau macht's noch besser, das Kindli frißt die Großmutter auf! — was auch nicht ganz unerhört ist, wie Lippert in seiner Kulturgeschichte zeigt (I, 234). Man erinnert sich an den neuseeländischen Fluch: Grabe deines Vaters Gebeine aus zur Suppe! Schmore deinen Großvater, und seine Hirnschale sei dein Imbiß! —

Favete Linguis. Ich will nur noch auf die Pariser Kindlifresser kommen. Am Bohnenkönigsfeste wird bekanntlich ein Kuchen mit einer Bohne drin gebacken, der Kuchen ausgeteilt und wer die Bohne erwischt, gekrönt. In Deutschland herrscht diese Sitte auch, und hier in Leipzig giebt es von langer Hand her etwas ähnliches bei der sogenannten Brautschokolade oder dem Bohnenkaffee: da wird eine Kaffeebohne oder eine gewöhnliche weiße Bohne in den Kuchen hineingebacken, und die Dame, welche die Bohne findet, ist die nächste Braut. Auch eine Rosine wird hineingebacken; wer die bekommt, bleibt alte Jungfer. Der Bohnenkönig behält seine Würde bis zum nächsten Jahre, wo er dann das Fest geben und einen neuen Kuchen backen lassen muß; dabei wird natürlich Sekt und Burgunder nicht gespart. Man besteigt den Thron

nicht für die Langeweile, die Sache ist etwas kostspielig; und deshalb kommt es wohl vor, daß der glückliche Finder Bohne und Anwartschaft verschluckt. Um diese Hinterziehung zu verhüten, haben die Franzosen anstatt der Bohne ein Püppchen von Porzellan, einen sogenannten Bébé eingeführt. Umsonst; auch das Baby verschwindet mitunter spurlos, wie ein Tropfen im Weltmeer, von dem er sich nie getrennt hat. Das Kindli wird gefressen.



Die Freiberger
Bauerhasen.



Was der Mensch ist, das ißt er.

Eine Spezialität der Stadt Freiberg sind die sogenannten Bauerhasen. In Freiberg ist das ganze Jahr hindurch Ostern, denn man bäckt daselbst das ganze Jahr hindurch Hasen, die so berühmt sind wie die Meißner Fummeln. Die Bauerhasen stellen indessen keinen lebendigen, sondern einen gebratenen, gespickten Hasen dar. Der Klosterabt Bruno soll einmal im Jahre 1292 an der Tafel Friedrichs des Freidigen, Markgrafen von Meißen, bei einem großen Gastmahl, das sich bis nach Mitternacht hinzog, einen Hasenbraten zu essen verboten haben, weil eben ein Fasttag angebrochen sei. Darauf soll

einmal bei einer ähnlichen Gelegenheit der Koch Friedrichs des Freidigen, der ein lustiger Bruder war und Bauer hieß, um den Fasttag zu respektieren und den geistlichen Herrn zu befriedigen und zu foppen, einen in Teig nachgemachten Hasenbraten aufgegeben haben, der nun unbedenklich genossen werden konnte. Dergleichen falsche Hasen werden nun eben heute noch in Freiberg hergestellt und verkauft, namentlich an Fremde.

Die Geschichte ist eine der vielen Anekdoten, die unter den Gelehrten der Küche und des Kellers umlaufen; der Bauerhase wird wirklich nur eine Spielart des Osterhasen und wie dieser ein heidnisches, aus der heidnischen Zeit übrig gebliebenes Fastengebäck sein, den aus Butter oder Kuchenteig geformten Osterlämmern und den wächsernen Agnus Dei zu vergleichen. Hasen sind im Altertum der Venus geopfert worden, und indem diese gleich unserer Ostara eine Frühlingsgöttin war, erklärt sich die auch in Bayern und Tirol bestehende Sitte, zu Ostern Hasen zu backen und sie den Kindern zu schenken, genau so wie die: zu Weihnachten Marzipan und Stollen zu fabrizieren, die den goldborstigen Eber des Sonnengottes bedeuten. Hasen und Lämmer sind F r ü h l i n g e, im ursprünglichen Sinne dieses Wortes, das, ein Begriff wie Jüngling oder

Frischling, erst anschließend die Jahreszeit bedeutet, in der diese Wesen geboren werden; der Hase rammelt bei Eintritt milderer Witterung, oft schon Ende Januar, und die Häsin setzt nach dreißig Tagen. Daher ist auch von Februar bis August Schonzeit für Hasen, und dies allein könnte dazu geführt haben: daß nun die Hasen nicht geschossen, sondern gebacken werden. Jedenfalls erscheint der Koch Bauer, der dem Bauerhasen den Namen gegeben haben soll, als ein Mythus, er ist ein Produkt der sagenbildenden Phantasie, wie der Markus des Marzipans oder wie die Baronin Salmagundi, die eine Hofdame der Maria von Medici, Königin von Frankreich, gewesen sein und den Italienischen Salat erfunden haben soll; oder wie der wackere Fischer Willem Bökel, der angeblich das Pökeln erfunden und zuerst Holländer Vollpökling eingesalzen hat. Ebensogut könnte man sagen, daß der Freiherr Speck von Sternburg die Spickgans erfunden habe. Spicken ist in Pommern soviel wie räuchern*),

*) Spick vielleicht aus Smauk, Rauch, entstanden, englisch: to smoke, räuchern. Man räuchert allerdings nur die fettesten Exemplare, näht wohl die Gänsebrust auch mit einer Spicknadel zu. Immerhin scheint mir sowohl Spickgans wie Spickaal auf einem Mißverständnis zu beruhen, das Wesentliche ist beidemal das Räuchern, wofür man auf Rügen wirklich: spicken sagt.

und zum Einpökeln und zum Salatmachen braucht man Salz, das mit Weisheit ausgeteilt werden muß; was aber den Bauerhasen anbetrifft, so wird es nicht ein einziger Bauer gewesen sein, der ihn erfand und der gar kein Bauer war, sondern die Bauern haben ihn erfunden und gebacken; die Bauern, die nicht auf die Jagd gingen und keine richtigen Hasen erschwingen konnten, die Bauern, die Bauerntabak rauchen und Bauernschokolade, das heißt: Einbrennesuppe kochen, in Schlesien die sogenannten Bauerbissen, eine Art volkstümlichen Lebkuchen, und so viele einfache, aber nachgerade von der Kochkunst verfeinerte und ganz unkenntlich gemachte Bauernsuppen und Bauerngerichte essen.

Das wäre nicht etwa unerhört, daß ein Brot an seinen Bäcker, ein Brei an seinen Koch erinnerte, ja geradezu den Namen des Künstlers trüge; die Speisekarten wissen davon zu erzählen. Was der Mensch ißt, das ist er; und was er ist, das ißt er. Unsere guten Bissen nennen wir nach uns selbst. Donner und Doria! — Als Rolands Knappen nach der Schlacht bei Roncesvalles durch die Pyrenäen irrten, an eine Hexe gerieten und, hungrig wie sie waren, mit Entzücken einen Topf betrachteten, der über dem Feuer stand: waren sie, meldet unser Musäus, sehr enttäuscht, als in dem Topfe nur ein arm-

seliger Igel steckte. Dreimal hat Buntkätzchen miaut, dreimal und eins hat Igelchen quiekt — Igel werden gegessen, nicht bloß von Zigeunern; mit Igelfett pflegte sich die Drude vor Schlafengehen einzureiben wie mit grauer Salbe. Kurzum, die jungen Leute waren von ihrer Entdeckung nicht erbaut, aber sonst konnten sie von Glücke sagen, die Alte schenkte ihnen ja die rarsten Sachen, sie ward ihre Wohlthäterin. Als Hänsel und Gretel in ihrem Walde ans Pfefferkuchenhäuschen kamen, mit dem Dache aus süßem Brot und den Fenstern von Zuckerkandis, wie anders war ihr Schicksal! — Sie sollten in dem Häuschen gebraten und aufgegessen werden, die gottlose Hexe hatte es nur gebaut, die Kinder herbeizulocken. Und in einem solchen Pfefferkuchenhäuschen sitzen wir, so scheint es, allzumal, wir sind fortwährend in Gefahr, wenigstens in Effigie geschlachtet und dem Namen nach von der Sprache verspeist zu werden, wie von einer Menschenfresserin; sie schiebt uns in den Backofen wie die Kirmeskuchen in Thüringen, so man Gelbe Dragoner nennt; sie hält uns, Gott sei's getrommelt und gepfiffen, für Pfefferkuchen und für Bratwurst.

Erfindet die weiße Schürze dort unten einen neuen Leckerbissen — beschenkt ein Robert die Menschheit mit einer preiswürdigen Sauce — giebt der Haushofmeister das Rezept zu einer

Butter, einer Pastete an: so tauft die gnädige Herrschaft das Produkt zum Dank auf den Namen des Kochs oder des Haushofmeisters. Es giebt viele berühmte Haushofmeister, viele redliche Stewards und Maîtres d'Hôtel, Close, der Erfinder der Gänseleberpastete, Vatel, der sich das Leben nahm, weil die Seefische ausblieben, Béchamel, der die französische Küche in ganz Europa zur maßgebenden erhob, war Maître d'Hôtel — und der französische Titel lebt noch heute in der allbekannten Haushofmeister-Sauce, der Sauce Maître d'Hôtel, wie der Franzose kurz sagt: der Maître d'Hôtel fort. Man versteht darunter Petersilienbutter. Kartoffeln à la maître d'hôtel sind in ihrer ursprünglichen Gestalt das, was wir Gemüse- oder Küchenkartoffeln nennen, d. h. Kartoffeln, die nach Art des Gemüses zubereitet und namentlich geschmälzt werden. Hier ist doch die Entstehung des Ausdruckes äußerlich noch erkennbar; une Maître d'Hôtel liée verrät doch wenigstens durch das Geschlecht die Sauce; anderemale tritt der Name des Erzeugers glatt für das Erzeugnis ein, man hat nicht den geringsten Anhalt, ob der Koch oder der Brei gemeint ist. „Daniel in der Löwengruben hat durch den Propheten Habakuk ein Koch bekommen," sagt Abraham a Santa Clara; „ich kann mir's leicht einbilden, daß es kein

Eierkoch gewest sei, kein Milchkoch, kein Weinkoch, kein Mandelkoch, wohl aber ein gemeines Koch, etwan ein harter, trockner Haberbrei". Und ich kann mir's leicht einbilden, daß die Russische Charlotte auf dem Menü keine Großfürstin, keine Birch-Pfeiffer, keine Dame, sondern ein ganz gemeiner, nach dem ersten besten Küchenmensch benamster Obst-Pudding sei.

Freilich gilt die Regel auch umgekehrt: verlangt die Herrschaft wiederholt dieselbe Speise, hat sie ein Lieblingsgericht — so bekommt die Schüssel in der Küche den Namen vom Konsumenten ab. Ich hatte in einem Leipziger Restaurant mehrmals hintereinander das sogenannte Grahambrot gefordert — wenn ich nun eintrat, rief der Kellner am Büffett nach dem Doktorbrot. Nicht anders wird der Doktorenkuchen, der Diplomatenpudding, der Pastorentabak und am Ende sogar der Prophetenkuchen entstanden sein, obgleich der letztere auch einen jüdischen Ursprung haben und veredelte Matzen bedeuten könnte. Auf diese Weise ist der Earl von Sandwich in England zum Typus für ein belegtes Butterbrot geworden, was schon die alten Römer schätzten; sie nannten es: Offula. Die Florentiner haben den bezeichnenden Ausdruck: Panino gravido, wörtlich: schwangeres Brötchen, an die Londoner Sandwichmänner

erinnernd, die zwischen zwei Plakaten, wie ein Stück Schinken zwischen zwei Brotschnitten, durch die Straßen gehen.

Der Graf, der im vorigen Jahrhundert unter Georg III. lebte, war ein leidenschaftlicher Spieler, ich hätte bald gesagt: Skatspieler — er stand nicht vom Spieltisch auf und ließ sich kaum Zeit zum essen. Ab und zu mußte ihm der Kellner ein Stück Schinken zwischen zwei Weißbrotschnitten bringen; damit begnügte er sich. Der Graf hatte noch andere Leidenschaften — diese machte ihn bekannt in ganz Europa, noch heute findet man die viereckigen entrindeten Sandwiches in England auf jedem Bahnhof. So pflegt der Rock, der zunächst den Namen des Schneiders anzunehmen pflegt, wohl auch einmal nach dem hervorragenden klassischen Träger genannt zu werden.

Übrigens kann es vorkommen, daß die beiden Personen, Liebhaber und Koch, in eine zusammenfallen und der Klassiker selbst die Schürze vorbindet, wie Alexander Dumas. Daß er Aal brät der griechische Dichter Antagoras, den sein Freund, der König Antigonus Gonatas bei dieser Beschäftigung in der Küche antraf und scherzweise fragte: ob wohl Homer Seeaal gebraten habe, als er die Heldenthaten Agamemnons besang. Antagoras erwiderte, ob er wohl glaube, daß

Agamemnon in der Küche herumgeschnüffelt habe, als er seine Heldenthaten verrichtete. Freilich topfgucken auch die Helden dann und wann.

Der Prinz von Soubise hat durch seine Hammelkoteletten mehr Ruhm geerntet als durch seine Feldherrnthaten, und die Suppe des großen Condé, eine Linsensuppe; die aus verschiedenartigem Wurzelwerk bereitete Crécy-Suppe; die Suppe Grimods de la Reynière, des größten Gourmands unter den Gelehrten und des größten Gelehrten unter den Gourmands, der die Gefräßigkeit des Vitellius mit dem Geschmack des Lucullus vereinigte, eine Hühnersuppe mit Bouillon von Kapaunen und Tauben: ist wie ein unsterbliches, überall gesungenes Gedicht.

Warum also sollte der Erfinder des Bauerhasen nicht Bauer geheißen haben? — Es giebt volkstümliche Gerichte, Brote, Würste, Heringe, die sozusagen eine breitere Basis haben, als die Person eines markgräflichen Mundkochs. Sie repräsentieren ganze Klassen und Stände. Ja, die Butterbrote, die Kuchen, die Würste scheinen die menschliche Gesellschaft abzubilden, es kommt eine Art Rangordnung hinein — sie fangen mit dem Schusterjungen an und bringen es, wenn's gut geht, bis zur Königinsuppe, zur Prinzeßkartoffel oder zum Kaiserschmarrn.

„Was mich betrifft, ich esse noch einen Schusterjungen. Und Du?

— Ich werde mir einen Schneiderjungen leisten.

— Seht das Leckermaul! Warum nicht gleich lieber eine Geheimeratsschnitte? Hast Du auch Butter dazu?

— Nein, aber einen Gendarm mit Galon.

— Ein geräucherter Landjäger oder ein Herrgottswürstl ist mir lieber.

— Nur der liebe Herrgott weiß, was drin ist. Setze wenigstens einen Schiebböcker darauf. Zahlst Du ein Glas Kutscher?

— Ein Kind Echtes.“

Welch eine merkwürdige Unterhaltung! Sind wir in dem Lande der Kindlifresser? Nun wird wohl auch noch kalter Missionar dran kommen? — Nach den Broten und den Würsten zu urteilen, geht der Kannibalismus noch im Schwange.

Schusterjunge nennt man in ganz Norddeutschland eine Pfennigsemmel, die man „wichst“ — sie hat keineswegs die Form einer Schuhsohle, wie man zur Erklärung des Ausdruckes vorbringt. Das Volk sagt auch Schwellhupprich, Seelenwürger und dergleichen. Der Schneiderjunge ist weißer und kostet etwas mehr. Geheimratsschnitten nennt man im Zoologischen Garten in Berlin die feinen, dünnen Scheiben,

die es in der Woche giebt; sonntags sind die Butterbrote dicker. Ein Schiebböcker ist Butterbrot und Käse, was sie in der Chemnitzer Gegend einen Truthahn nennen; einen kleinen Kuhkäse haben die Leipziger: Polizeifinger getauft. Ähnlich bezeichnen die Franzosen den holländischen Kugelkäse ganz allgemein als Totenkopf und einen runden Käse vom Cantalgebirge als Mönchskopf. Unter Gendarm versteht der kleine Mann eine Art Würstchen, unter dem Galon den daran gestrichenen Mostrich; ein Landjäger ist eine geräucherte dürre, harte Wurst; ein Herrgottswürstl ein Augsburger Würstl. Für ein Kind Bier heißt es lokal auch Tulpe oder Schnitt; übrigens ist mit dem Kinde wohl eigentlich ein Maß, ein Quintlein, ein Kindel, gemeint.

Unter den Ständen, die dergestalt zum Wortschatze der enropäischen Küche Beiträge geliefert haben, sind, wie gesagt, an erster Stelle die Landleute zu nennen, die ihr Landbrot, ihre ländlichen Gerichte und ihre Suppen à la Jardinière haben, in deren Küche wie im gelobten Lande Milch und Honig fließt. Alle nationalen Suppen, die russischen Stschi, die französische Garbure, der ostpreußische Bartsch, der schottische Kale Brose sind Bauernsuppen — unzählige, nachmals veredelte Gerichte haben noch so einen

Erdgeruch und schmecken wie die Frittata con gli Zoccoli nach Holzpantoffeln. Das ist ein populärer italienischer Eierkuchen, die Holzpantoffeln, die Zoccoli sind Stückchen Schinken; sie erinnern an das Hufeisen, das Eisele und Beisele in einem Prager Gasthof in ihrer Suppe finden. Es giebt auch einen Eierkuchen in Strümpfen, die Frittata in Peduli, wenn kein Schinken, sondern bloß Brot hineingeschnitten ist. Den Bauernsuppen schließen sich die Jägersuppen und Hirtensuppen an, unter denen die bekannteste: Gulasch heißt. Das ist ein Hirtengericht, Gula, sonst soviel wie Freßgier, in Ungarn die Hornviehherde. „Gulya (spr. Gulja),“ schreibt mir Adolf Agai (Porzó) in Budapest, „heißt die Rinderherde (Kühe, Stiere und Ochsen). Gulyas (Guljasch) heißt der Hirte (aber nur der der Rinderherde) — endlich Gulyásos (Guljaschosch) ist die eigentliche Hirtenspeise, die so vielfältig „verschandelt“ wird, zumal in Wien, wo sie als „Gollasch“ eine bedauernswerte Existenz führt.“ In diesem Sinne hat schon Eumäus dem Odysseus und Abraham den drei Männern Gulasch vorgesetzt.

Den Fischern und den Seeleuten haben wir die marinierten Heringe und das Matrosengericht abgesehen. Was ist ein Matrosengericht? — Die bekannte Matelote, das Lieblingsessen der Franzosen, ein Fischessen mit scharfer Sauce, so

berühmt wie die Fischsuppe des Vater Abraham im römischen Ghetto oder die Aalsuppe der Hamburger. Ja, wir lernen von allen Ständen, sogar von den Räubern, die in Griechenland das Lamm nach Palikarenart am Spieße braten, die in Frankreich den Vierräuberessig, in Italien das Siebenspitzbubenöl erfunden haben — am Ende haben auch die Betteleute etwas erfunden? Will der arme Mann nicht auch leben? Wo bleiben die armen Ritter?

Was bekommt denn der arme Mann? — Ein Stückchen altes Brot. Wenn also die gute Wirtin einmal ein Essen aus altbackenem Brote macht, so nennt sie dieses Essen den Armen Mann und eine Suppe von altem Brote bezeichnet sie als eine Bettelmannssuppe. Sie bereitet auch eine Speise aus altbackenem Schwarzbrot und Äpfeln, die nennt sie Apfelbettelmann; und ein Gebäck von Brotschnitten, Milch und Eiern, das nennt sie den Blinden Mann. Sie hat auch eine Sauce, in die sie Schwarzbrot und geriebene Semmel thut, die nennt sie des armen Mannes Sauce. La Sauce au pauvre homme. Und ein billiges, aus übriggebliebener Semmel bestehendes Aushilfegericht tauft sie: Arme Ritter.

Das vorliegende Kapitel war zuerst in der Frankfurter Zeitung veröffentlicht worden; ein

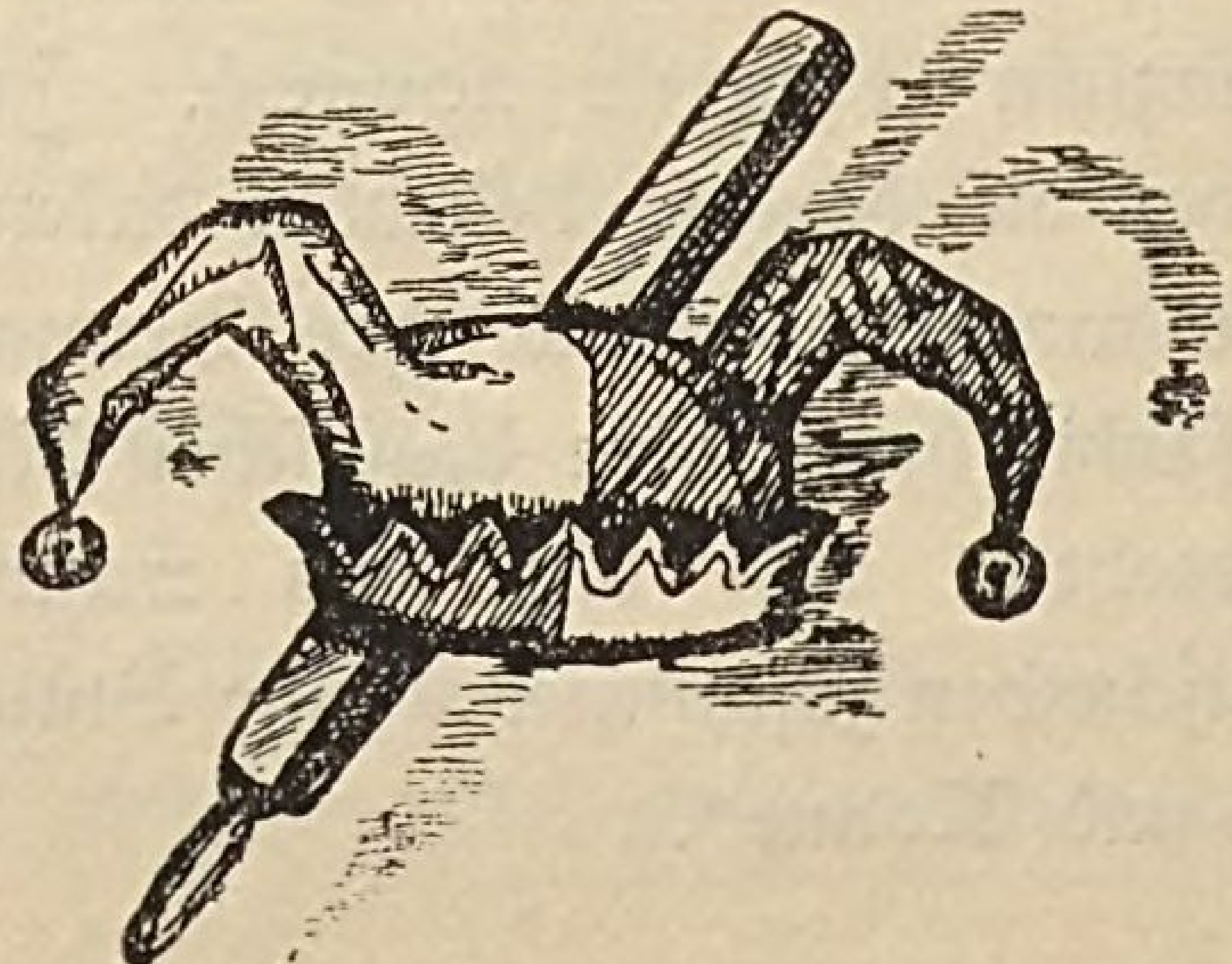
Korrespondent, der sich mit meiner Arbeit liebevoll beschäftigte, L. H., glaubte vielmehr an eine Volksetymologie denken zu sollen, was an sich nahe liegen würde. Er schrieb: „Die Armen Ritter haben ihre Benennung von einer Apfelart bekommen, dem Paradies- oder Johannisapfel (malus armeniaca), der als „Armerittler" bereits im deutschen Küchenwesen des 14. Jahrhunderts eine Rolle spielt. So lesen wir in dem „buch von guter spîse" unter Nr. 15 (S. 18 des Stuttgarter Neudrucks), wo von der Zubereitung der „griechischen Hühner" die Rede ist: „snit aht snitten armerittler und backe die in smaltze nit zu trüge". Unsere „armen Ritter" sind also ursprünglich genau wie die englischen „apple Johns" ein Apfelgericht, und zwar abgebackene Apfelschnitten (beignets de pommes), denen erst im Verlaufe der Zeit in Milch und Eigelb eingeweichte Semmelschnitten substituiert worden sind." Darauf muß ich erwidern, daß Mala Armeniaca keine Äpfel, sondern Aprikosen sind, die in Süddeutschland darnach Marillen hießen und allerdings noch heute zu Aprikosenbrötchen, Aprikosenkuchen, Aprikosentarteletten und dergleichen verbacken werden.

Die Vier Bettler, die zum Nachtisch gegeben werden, die Quatre Mendiants: Knack-

mandeln, Haselnüsse, Feigen und Traubenrosinen — sind die vier Bettelorden. Wie Lazarus begehren sie sich von den Brosamen, die von des Reichen Tische fallen, zu sättigen. Wie dem armen Manne gab man den Bettelmönchen was übrig geblieben war, und wie der arme Mann wurden die Bettelmönche für diese Abfälle typisch. Man sagt auch: Studentenfutter. Aus den Brosamen wurden allmählich Knackmandeln und Traubenrosinen, wie das immer zu gehen pflegt — in dieser Gestalt mag die Bettlerkost sogar einem Rothschild munden, der à la Financière speist. Jede andere Erklärung der Quatre Mendiants, über die sogar gepredigt worden ist, hinkt.

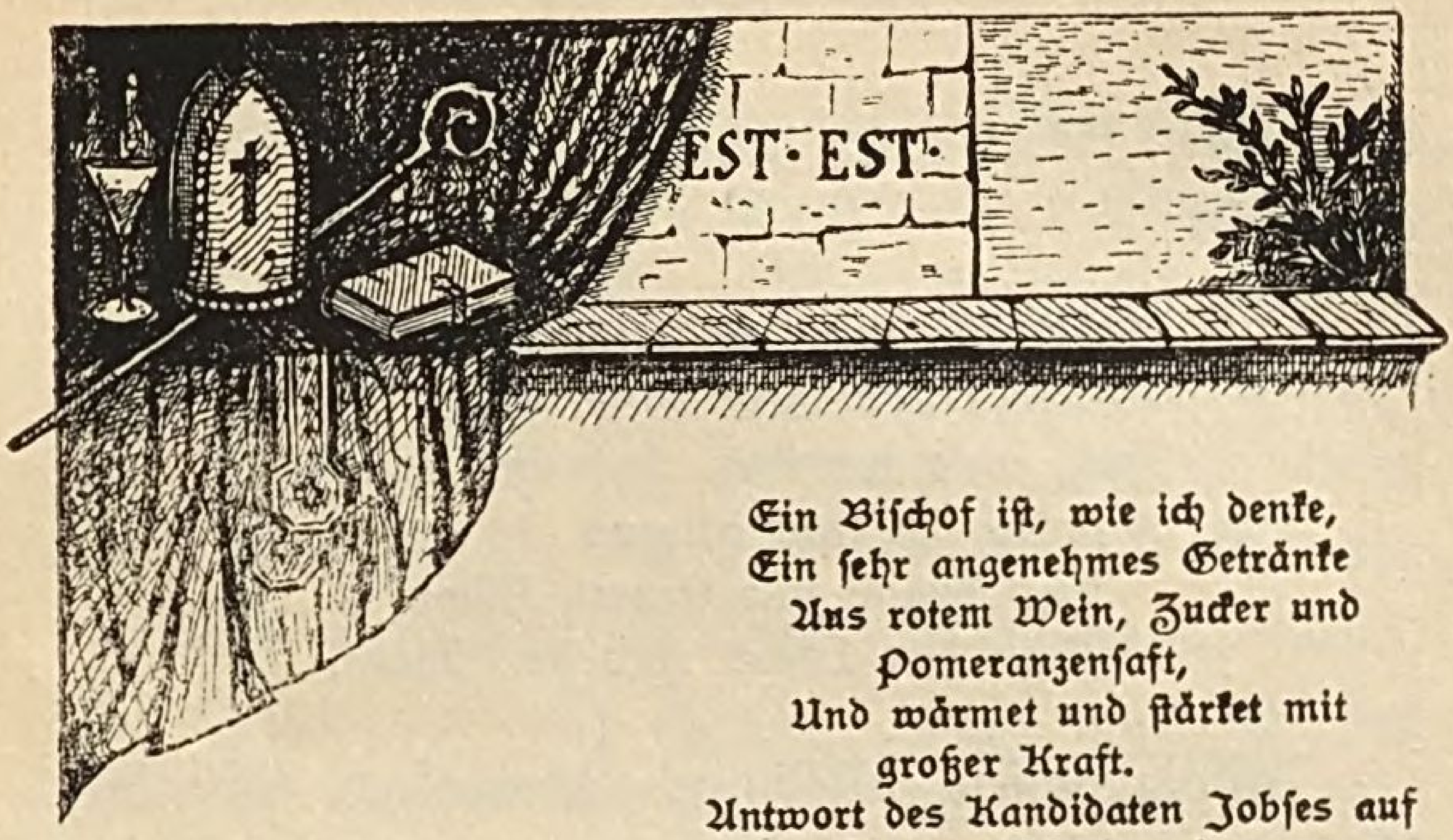
Aus den Klöstern ist übrigens außer einigen Liköören und Näschereien herzlich wenig hervorgegangen, so gut auch darin gelebt ward. Anzuführen wären etwa die vielverbreiteten Kartäuserklöße, die Jakobinerklößchen, der Trappistenkäse (im Handel als Port de Salut) und die Nonnenfürzlein (Pets de nonnes). Im Rheinlande gehen die dort so beliebten dicken Bohnen (fèves de marais), sobald ihre Keimnarbe sich schwarz färbt, unter dem drastischen Namen der „Mönchszehen" und das aus Schwarz- und Weißbrotscheiben zusammengesetzte Butterbrot als „Mönch und Nonne".

Ich will abbrechen und dem Leser überlassen, diesen kannibalistischen Speisezettel zu ergänzen, aber zum Schlusse noch anführen, wie der Mensch auch wieder ist, was er ißt, wie er seinen Namen von Würsten und Heringen entlehnt. Daß der Possenreißer jedes Volks nach der Volksspeise, daß er in Deutschland: Hanswurst, in Frankreich: Jean Potage, in England: Jack Pudding heißt, ist bekannt; aber auch die ehrbaren Heringe, Bratfische, Butterbrote, die wir kennen und tagtäglich kennen lernen, sind zu ihren Namen durch die leidige Gula und nicht bei der Taufe, sondern über Tisch gekommen. So gewiß der Pickelhering, das heißt der gesalzene Hering in der Komödie den populären Fisch personifiziert, so sicher hat Wilibald Alexis (Wilhelm Hering) einmal Heringe gegessen. Und so würde ich noch eher glauben, daß der Erfinder der Bauerhasen: Hase, als daß er Bauer geheißen habe.



Wie der Bischof entstand.

Eine Geschichte aus dem XVII. Jahrhundert
(25. Oktober 1694).



Ein Bischof ist, wie ich denke,
Ein sehr angenehmes Getränke
Aus rotem Wein, Zucker und
Pomeranzensaft,
Und wärmet und stärket mit
großer Kraft.
Antwort des Kandidaten Jobses auf
die Frage: quid sit episcopus.

Der weltbekannte deutsche Bischof Johannes Fugger, der in Montefiascone in der Sankt Flavianskirche begraben liegt und sich an dem Est Est Est zu Tode getrunken hat, verordnete nämlich in seinem Testamente, daß ihm alle Jahre ein Faß Muskateller aufs Grab gegossen werde, um ihn bei Kräften zu erhalten. Der Wein, meinte er, sei nicht nur die Milch der Greise, sondern auch die Milch der Toten und das wahre Lebenselexir, mit dem man gar nicht sterbe, sondern dem Tode trotze. Diese Spende wurde denn

dem alten Herrn auch jahrhundertelang alljährlich gebracht:

> Jahr für Jahr an jenem Tag,
> Wo sein Leib dem Geist erlag,
> Zog, was trank in Hof und Haus,
> Feierlich zu ihm hinaus
> Und begoß mit seinem Wein
> Ihm den Hügel und den Stein.

Infolgedessen blieb er immerfort lebendig. Bis es endlich gegen Ende des XVII. Jahrhunderts dem Kardinal-Bischof von Montefiascone, Marcantonio Barbarigo, einfiel, den Brauch zu untersagen. Der wackere Fugger wartete in der kühlen Gruft auf seinen Wein; aber er blieb aus. Da verließ er unmutig seine Ruhe zu San Flaviano und die liebgewonnenen Höhen des Flaschenberges, warb einen neuen Diener an, der voranreiten und den Wein probieren und Est anschreiben mußte, und setzte seine italienische Reise fort, als ob in der Zeit vom Jahre 1113 bis zum Jahre 1694 nichts gewesen wäre.

Dieser Diener hieß Landsturm und war ein sehr brauchbarer Mensch, gar bald hatte er wieder etwas gefunden; er war recht dahinter her, kein Weinchen entging ihm und getreulich strich er's rot an — der alte Bischof vegetierte so fort, ob ihm gleich der Muskateller von Montefiascone fehlte, es war nicht das! Als

Landsturm einmal spornstreichs zurückgeritten kam, um seinen Herrn selber abzuholen, weil es etwas Außerordentliches gab. Auf, Hochwürden! rief er schon von weitem, besteigt gleich Euern Maulesel, Reverendissime Domine! Da ist keine Zeit zu verlieren, ich habe etwas entdeckt: der englische Admiral, der Lord, der Edward Russel, der Sieger von La Hogue, giebt hier in der Nähe ein großes Punschfest, das ist etwas für Euch! Da müßt Ihr hin! Die ganze hohe Geistlichkeit ist in das Schloß am Meer geladen, es kommen unzählige Äbte und Prälaten, es kommen andere Bischöfe aus der Gegend, es kommen sogar Kardinäle, ja, vielleicht kommt der Papst.

Freilich ist das etwas für einen Mann, der fünf Jahrhunderte im Grabe gelegen hat — er saß eben mit dem Baron Carlo Maria Caraffa und dem greisen Hospodar Bibesco bei einer Flasche Lacrymä Christi, die nicht zu verachten war — aber er läßt augenblicklich satteln und folgt Landsturm zu der Besitzung, wo der Punsch gegeben wird. Der Punsch ist ihm Befehl.

Er braucht gar keinen Führer, er braucht sich nur der Prozession von Kutschen und Leiterwagen, Reitern und Fußgängern anzuschließen, die sich nach demselben Ort bewegt — der Punsch des Milords setzt die ganze Umgegend

in Bewegung. Nicht bloß der Pater und der Kofent stellt sich ein, auch Weltkinder ziehen hin, namentlich Seeleute — da bemerkt man den alten wettergebräunten Grog in seinem abgetragenen Flausrock, den Obersten Negus, den Bernkasteler Doktor und den holländischen Advokaat — sie haben zusammen eine Droschke genommen, ein Kutscher aus dem Moselgebiete fährt. Hintennach zottelt in buntem Durcheinander, in malerischen Gruppen das kleine Volk — hier schreitet Altvater mit Old Tom in eifrigem Gespräche rüstig fürbaß — der Sherry Cobbler, ein amerikanischer Schuhflicker, geht Arm in Arm mit Finkeljochem, der Strick Sillabub läuft der Versoffenen Schwester nach, die hängt sich an Mister Cocktail, ebenfalls einen Yankee — es fehlt sogar nicht der sanfte Heinrich aus Königsberg. Spitzbuben, Bettelleute, dumme Jungen, es ist als ob die ganze Menschheit auf der Wanderung wäre — alles will zum englischen Admiral, zum Kommandanten der Mittelmeerflotte, zum Schlosse, wo die Cuccagna, wo das Schlaraffenland ist, wo es hoch hergeht.

Die Thore der Besitzung sind sperrangelweit geöffnet: alle Welt darf herein. Ja, das nennt man eine Cuccagna, das muß wahr sein! In der Portierloge liegt ein trunkener Faun — er schnipst so wohlig mit den Fingern, als wollte er

sagen: Eßt und trinkt, lieben Leute, laßt's euch wohl sein! Übrigens pfeift auf die ganze Erde! Die große Wiese ist mit einem mächtigen Kuchen bedeckt, den ein Zimmermann mit einem ellenlangen Messer teilt; auf dem Rondell steht ein ehernes Pferd, dem Wein und Wasser aus den Nüstern sprudelt, darauf sitzt der englische Leopard mit dem englischen Banner in den Pranken. Das Hauptgaudium ist unter den Pomeranzen, in den Orangen-Alleen vor dem Schlosse.

Diese Alleen bilden ein Kreuz; im Kreuzungspunkte ist unter einem Baldachin die Punschbowle angebracht. Nämlich ein Marmorbecken, gleich einem Meeresbecken, darin dampft der Punsch. Drei Stückfässer Arrak, eine Pinte Malaga und acht Tonnen Wasser sind hier zusammengegossen; 25,000 Citronen, 13 Centner Zucker und 5 Pfund Muskatnuß*) dazugegeben worden. Das ist der

*) Die Engländer lieben Muskatnuß als Zuthat zum Punsch. Überhaupt ist der Verbrauch von Muskatnüssen in England und Nordamerika ungleich stärker als in Deutschland, Frankreich und allen übrigen Ländern, man pflegt dort alles mit Muskatnuß oder Muskatblüte, ja mit beidem auf einmal zu würzen; in Großbritannien werden alljährlich über 1000 Kilogramm Muskatnüsse verrieben. Bei uns ist diese Würze nicht mehr modern. Früher aß man auch in Leipzig keine Suppe, auf die nicht Muskate gerieben worden wäre; das betreffende Reibeischen fehlte in keiner Küche.

Punsch des Milords, des Siegers von La Hogue, der bei dem Kap La Hogue an der Küste der Normandie den Marschall Tourville geschlagen hat. Ein Schiffsjunge gondelt, als Ganymed gekleidet, in einem Nachen von Rosenholz auf dem Punschmeer hin und her, jedem einschenkend, der an das Ufer tritt.

Wer dann Hunger hat, geht unter die Pomeranzen. Jede der vier Alleen ist eine offene Tafel. Wer vieles bringt wird manchem etwas bringen, denkt Sir Edward Russell. Die Tische erstrecken sich durch die ganze Länge der Alleen; auf dem einen steht ein prächtiger Dreimaster, der mit Hammelkoteletten und Roastbeef befrachtet ist; vier Gemüseboote geben dem großen Schiffe das Geleite. In der zweiten Allee wird, wie bei Krönungsfesten und Centenarfeiern, ein ganzer Ochse am Spieß gebraten — er ist wie das Trojansche Pferd farciert und mit gebratenen Tauben, Hühnern und Enten angefüllt; daneben hängt ein geräuchertes Schwein, das mit Salami und Mortadellen ausgestopft ist. In der dritten Allee hat der wackere Seemann auf einer runden Schüssel den Tierkreis abgebildet, ohne den er den richtigen Kurs nicht hätte finden können — jedes der zwölf Zeichen ist mit einem passenden Schaugericht belegt, das der Fische mit geräuchertem Aal, der Wassermann mit Spickgans, die Zwillinge

mit Nierenpastete, und so weiter; in der Mitte ist ein künstlicher Rasenplatz, auf dem sich ein Bienenkorb erhebt. Nämlich eine Torte aus konzentrischen Ringen zusammengesetzt, mit Weinlaub und Rosen umwunden, mit einem Flugbrett aus Mürbteig und Bienen von Zucker und Tragant; in dem Busche rechts hängen Bayrische Wespennester. Endlich in der vierten Allee sieht man vier Männer um eine kolossale Salatschüssel stehen und Salat machen — der Admiral hat dieses wichtige Geschäft nicht den ersten besten Lohndienern überlassen, sondern sich seine Leute ausgesucht, zum Salzen einen Weisen, zum Essig einen Geizhals, zum Öl einen Verschwender und zum Anrühren einen Narren bestellt. Ein Kammerdiener in der Ecke macht sich noch einen kleinen Jux: er ist unablässig damit beschäftigt, einen Käse, groß wie der Mammutkäse auf der Chicagoer Weltausstellung, mit der Birne zu vermählen und den beiden Brautleuten die Hochzeit auszurichten.

In diese fidele, schmausende, punschtrinkende Gesellschaft, die darüber ganz Feuer und Flamme wird, platzt also der hochwürdige, von der langen Grabesruhe noch etwas schemenhafte Bischof Johannes Fugger wie ein Meteor hinein, daher man in Altengland noch heute sagt, wenn die Milch oder die Suppe angebrannt ist: daß der

Bischof hineingetreten habe (the Bishop hath put his foot in it). Sowie sich die Kunde von der Ankunft des seltenen Gastes verbreitet hat, eilt Lord Russell auf ihn zu, um ihn ehrfurchtsvoll zu begrüßen, worauf er ihn unter einem Tusch an einen Ehrenplatz im Schatten eines uralten, aber noch frischen und reichlich tragenden Pomeranzenbaumes führt. Es ist seiner Lordschaft wirklich eine hohe Ehre, den berühmten Dominus, den ewig Seienden bei sich zu sehen; er befindet sich nur in einiger Verlegenheit, weil er glaubt, der Bischof trinke nur Muskateller. Belieben Ew. Hochwürden ein Glas Punsch? — so fragt er ein wenig kleinlaut, indem er auf die große Terrine zeigt. Der Bischof schüttelt den Kopf. Darf ich Euer Gnaden ein Glas Claret bringen? — fragt er ganz verzagend, indem er auf das eherne Pferd auf dem Rondell weist. Der Bischof schüttelt wieder mit dem Kopfe. Da haben wir's, sagt der Admiral vor sich hin; er trinkt nur Muskateller.

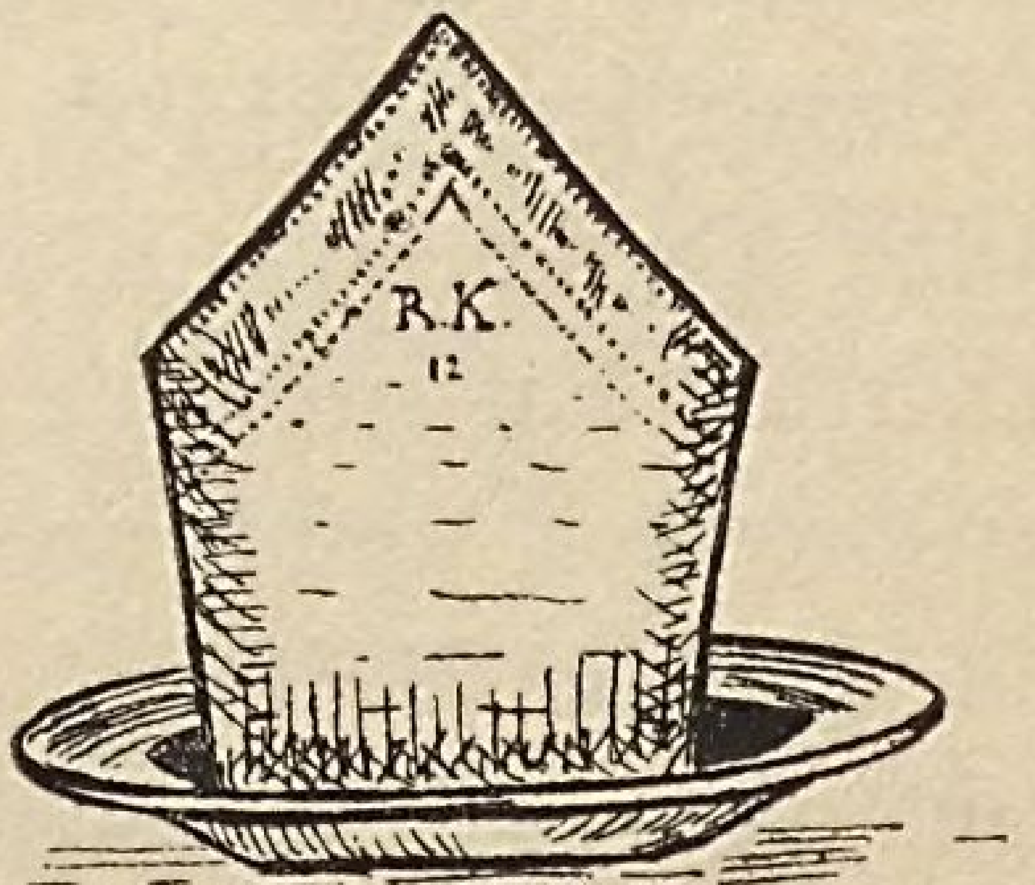
Indem so kam der Lord auf den Gedanken, für den Bischof Muskateller künstlich herzustellen. Er dachte, ich werde ihm eine Art kalten Punsch mit guten Rotwein machen. Was ist denn am Ende Muskateller? — Wein, der einen Muskatgeschmack hat. Nach Moschus oder nach Muskatnuß soll er schmecken. Damit kann ich dienen;

ich habe vom Punsch noch viel Muskate übrig. Aber diesen Muskatnüssen fehlt die Schale, die eigentlich das Beste daran ist, die man die Blüte nennt. Der Bischof wird sagen, mein Wein habe keine Blume. Wie wäre es, wenn ich Pomeranzenschale nähme? Die grüne Pomeranze hat ein Aroma wie die Muskatblüte. Vielleicht schmeckt das meinem Bischof.

Flugs ließ also Lord Russell vier grüne, bittere Pomeranzen schälen und zerschneiden, mit etwas Muskatnuß und Zucker in eine Terrine thun und Rotwein darüber gießen; als der Wein gezogen hatte, wurde er serviert. Und siehe, das Gesicht des Bischofs erheiterte sich, wie ihm der wohlbekannte Duft in die Nase stieg — er nahm den gebotenen Becher, wie Goethe sagt: er setzt' ihn an und trank ihn aus und sprach die geflügelten Worte: Prosit allerseits! Proficiat!

Seitdem wird dieses treffliche, magenstärkende Getränk dem Bischof Fugger zu Ehren in England und in Deutschland Bischof genannt, wie man ebendaselbst Prälat und Kardinal bereitet. Selbst in Frankreich hat man die Originalform des Namens beibehalten, man nennt die Mischung nicht Évêque, sondern Bischoff oder Bichop; einer der ersten, die das Wort Bishop in diesem Sinne anwendeten, war Swift. Beiläufig bedeutet es in England auch die sogenannte Tournüre

der Frauen. Es giebt viele Dinge auf den europäischen Tafeln, die noch heute an die Erscheinung des deutschen Bischofs bei Lord Russells Fest erinnern — seine Mütze, die bischöfliche Inful wird sogar in Sachsen zum Reformationsfest von den Bäckern in den sogenannten Reformationsbrotchen nachgebildet und in Frankreich von jeder gebratenen Gans oder Truthenne mit dem Tranchiermesser abgelöst, indem man den Bürzel mit den beiden Keulen auf dem Teller aufpflanzt, was ganz allgemein: détacher le Bonnet d'Évêque genannt wird; selbst die Serviette, in der das Brot steckt, hat die Form einer Bischofsmütze. Unsterblich ist der ganze Mann geworden, der nun immer noch fortlebt und sich statt an den Muskateller an den kalten Bischof hält.



Pietsch.



Non rire, ains boire, est le propre de l'homme.
Rabelais.

Im Juni 1878 kehrte ich nach jahrelanger Abwesenheit wieder heim und betrat, die Schweizer Grenze überschreitend, den deutschen Boden zuerst wieder in der schönen Stadt Freiburg im Breisgau, wo ich mich im Hotel zum Pfauen einquartierte. In einem Saale desselben war an der Wand die große Szene abgemalt, wie der berühmte Römer an einem Sommerabend zu den alten Deutschen kam, als welche zu beiden Seiten des Rheins auf Bärenhäuten lagen; und er sich ihnen als wißbegieriger Tourist und ihr

künftiger Geschichtschreiber mit höflichem Gruß vorstellte, indem er sagte:

Meine Herrn, ich heiße Tacitus;
Von Ihres Volkes Sitten
Schrieb ich eine Biographie;
Drum komm ich Sie zu bitten:
Ergänzen Sie mir die! —

Das war spaßhaft — ich kam ja auch von Rom und ebenfalls als ein halber Fremder, denn mit Deutschland war in dem Jahrzehnt eine gewaltige Veränderung vor sich gegangen — ich fand ein ganz neues Reich, andere Menschen, andere Gefühle, andere Ansprüche und nebenbei auch andere Lieder vor, als ich sie in den Sechziger Jahren verlassen hatte. Zu diesen Liedern, die ich noch gar nicht kannte und erst lernen mußte, gehörte eben auch das vorstehende, von A. Kunitz und W. Ruer gedichtete, von Tacitus und den alten Deutschen, das: „Auf Deutschlands hohen Schulen" anfängt und inzwischen ins Allgemeine Deutsche Kommersbuch aufgenommen worden ist; es war mir so sympathisch wie neu und berührte mich wundersam. Seitdem habe ich's freilich oft genug gehört, wenigstens eine Phrase daraus, die nachgerade zum geflügelten Worte geworden ist. Und sie tranken immer noch eins, ehe sie gingen, die alten Deutschen. Das ist wohl ein alter

Münchener Kellerspruch, demnächst der Kehrreim eines Tingeltangelliedes gewesen — Tacitus selbst spricht in seiner Germania (Kapitel 23) nur so obenhin von dem kolossalen Durst der Deutschen — aber in dem Kommerslied bildet dieser Satz die eigentliche Spitze. Nachdem die lieben Germanen dem Herrn Gast eine Flasche Rheinwein vorgesetzt und unbarmherzig ein Glas und immer noch eins aufgenötigt haben, erwacht er den nächsten Morgen mit etwas schwerem Kopfe, wie man sagt, mit einem ausgesprochenen Kater, weil er nicht soviel verträgt — dieser Katzenjammer verstimmt den edlen Römer und bleibt nicht ohne Einfluß auf seine sonst so schmeichelhafte Biographie, denn aus Ärger beschließt er, in sein Werk die vernichtenden vier Zeilen aufzunehmen:

Die alten Deutschen, sie wohnen
auf beiden Seiten des Rheins,
sie liegen auf Bärenhäuten
und trinken immer noch eins.

Deutschland Wurstland; Deutschland Durstland. I, der verfluchte Kerl! — Dem Durste gegenüber zeigen die Germanen nicht dieselbe Mäßigung. Da haben wir's. Warum muß immer noch eins getrunken werden. Wirklich hat keine Nation größere Trinker, frohere Zecher, so unverbesserliche Super aufzuweisen als die deutsche. Sie

ist stolz auf ihre Tieftrunk, ihre Trinkaus und die Scheffel, die sie verherrlichen. Ihre Dichter selbst haben sich einen Namen damit gemacht; zum Beispiel Helius Eobanus Hessus, den Luther den Rex Poetarum nannte. Er ist einer von denen, auf die das vielberufene Wort zurückgeführt wird: man spricht von vielem Trinken stets, doch nie von vielem Durste. Der Humanist Camerarius erzählt, daß er einst bei einem Gastmahl von einem Nebenbuhler herausgefordert ward. Derselbe ließ einen Eimer Danziger Bier auftragen, warf einen Brillantring hinein und sagte, Eoban solle sich den Ring ertrinken. Flugs trank der Dichter den Eimer aus; dann nahm er den Ring und warf ihn seinem Gegner mit den Worten zu: Meinst Du, ich trinke um Lohn? Gehe hin und thue desgleichen. Jetzt hatte er die Lacher auf seiner Seite, denn der Kerl trank nicht.

Unzählbar sind die deutschen Trinkeranekdoten. Der Meistertrunk von Rothenburg. Zu Bischofsheim, wo im Wirtshause sein Porträt hängt, starb 1801 im 92. Lebensjahre der sogenannte Fünfbouteillen-Mann. Derselbe besuchte das Wirtshaus tagtäglich, zwanzig Jahre lang, war nie krank und ging nie fort, ohne fünf Flaschen Wein geleert zu haben. Das machte, als er starb, 36000 Bouteillen aus. Mit Erlaubnis

seines Herzogs holte sich Dion von Kleist, Hauptmann zu Kolbatz in Pommern, seinen Schlaftrunk, drei Tonnen Bier, in einer Tracht selbst aus dem Keller. Mit jeder Hand faßte er eine Tonne am Spunde und eine halbe nahm er unter jeden Arm. Dasselbe Kunststück leistete sich am Hofe Kurfürst Johann Georgs von Sachsen der Junker Hans von Kottwitz. Zu derselben Zeit hatte der kaiserliche Gesandte in Dresden einen österreichischen Diener bei sich, der fürchterlich trinken konnte. Da galt es, diesem einen sächsischen Trinker entgegenzustellen, der sich auch in der Person eines gewissen Christoph aus Finsterwalde fand, welcher 22 Maß Bier in einem Ritte zu sich nahm. Der Österreicher trat erschrocken zurück und sagte: „Der hat den Teufel mit Saufen!"

Als Winrich von Kniprode im Jahre 1351 zum Hochmeister des Deutschen Ritterordens gewählt wurde, mußte jeder Gast ein silbernes Becken mit vier Maß Wein, die aus einem Spunde flossen, ohne Absetzen leeren. Der Ritter Veit von Bassenheim trank das Becken dreimal aus, wofür ihn der neugewählte Hochmeister zum Schloßhauptmann ernannte. Am Rhein und am Main standen die tapfern Zecher in hohen Ehren, und besonders der Adel suchte sich darin zu übertreffen. In Franken bestand die Sitte, daß wenn

eine Gesellschaft gut gegessen und getrunken hatte, Pistolen geladen, mit Wein gefüllt, ausgetrunken und dann zum Fenster hinaus abgefeuert wurden. Der berühmte Mechaniker und Pfarrer Philipp Matthäus Hahn verfertigte noch im vorigen Jahrhundert Becher, aus welchen beim Gesundheittrinken sechs mal wie aus einem Pistol gefeuert werden konnte.

Ja, die Deutschen verstehn's, das muß man sagen — und dennoch, Herr Tacitus, Herr Tacitus, was wollen Sie eigentlich? — Die Germanen sind doch nicht schlimmer als andere Leute. Werden nicht auch die Franzosen von den Italienern seit alten Zeiten: Bottiglioni genannt; und England hat nicht bloß Fünfbouteillenmänner, nein: Sechsbouteillenmänner aufzuweisen. In London bildeten früher Portweine das Nationalgetränk, es galt für schick, sechs Flaschen auf einen Sitz zu leeren; wer das konnte, zählte zu den Six-Bottles-Men. Ja, da kommt das fränkische und angelsächsische Blut zum Vorschein — diese Menschen sind eben Germanen. Nun denn, Herr Tacitus, Herr Tacitus, haben Sie nicht selbst Ihre Tricongii gehabt? —

Zur Zeit des Claudius erhielt ein gewisser Novellius Torquatus, ein Mailänder, den Beinamen Tricongius, weil er drei Congii Wein,

will sagen: zehn Liter auf einmal zu trinken im stande war. Auch Ihre klassischen Alten konnten gehörig zechen, tapfer zechen, lange zechen, tagelang, nächtelang, neunzig Tage lang — Dionysius und Nero, Biberius und Bibulus, Bibulus, qui dum vixit, aut bibit aut minxit, waren dächte ich auch Kerle, die immer noch eins tranken — solche Helden, solche Pietsche giebts eben überall. Denn auch die Slawen, das heilige Rußland und das katholische Polen dürfen wir nicht vergessen, wo ebenfalls gern noch ein Gläschen getrunken wird und unser Herr Tacitus etwas erleben könnte. Von ihnen haben wir eben den schönen Namen Pietsch, den echten, rechten Trinkernamen — keiner läßt sich ihm an Popularität und zugleich an Naturwahrheit vergleichen; keiner an Alter.

Pietsch kommt. Das ist Pietsch. Ich meine nicht den wohlbekannten Schriftsteller Ludwig Pietsch — ich meine auch nicht die Berliner Straßenfigur; sondern alle Menschen, sofern sie Pietschesind und wie der kleine Schelmuffsky „an der Mutter Pietze nutschen." Das heißt, sofern sie gerne trinken und viel getrunken haben; auch der wunderliche, dämliche Pietsch der Berliner Schusterjungen ist eigentlich ein Säufer. Das Trinken lernt der Mensch zuerst, viel später dann das Essen, drum sollst du dankbar noch als-

Greis das Trinken nicht vergessen, lautet ein Sprüchlein voll tiefer Lebensweisheit, das in Schloß Weißensee an der Gerichtslaube geschrieben steht. Nun wohl; pietsche dein lebelang, guter Freund. Der ehrliche Name Pietsch ließe sich wohl als eine Koseform von Peter, holländisch: Pieter, Piet erklären, er könnte wie Diez (aus Dietrich) entstanden sein — wahrscheinlich ist er wendisch oder polnisch, überhaupt slawisch und bedeutet einen Trinker (Pić).

Was so ein Pietsch am liebsten hören mag, ist unstreitig das Gluck Gluck der Flasche, wenn eingeschenkt wird — le Glouglou de la bouteille — das Bullern der Bulle, die er an den Mund setzt — das Bakbuk, das Panurg, der Freund Pantagruels, mit vieler Mühe aufsucht. Goethe hat seinen Faust mit dem ewig Weiblichen, Rabelais seinen Roman mit dem Fläschchen geschlossen: Pantagruel und Panurg befragen das Orakel der Göttin Bakbuk, auf das sie der Narr Triboullet aufmerksam gemacht hat, um zu erfahren, ob der Mensch heiraten solle, und die Antwort des Orakels ist das geheimnisvolle Wörtchen: Trink! — Bakbuk macht nämlich die Flasche, wenn eingeschenkt wird, so gut wie Gluck Gluck; Bakbuk heißt daher im Hebräischen die Flasche. Der Ausdruck findet sich zum Beispiel im Propheten Jeremias (XIX, 1), Luther

übersetzt ihn mit Krug. Aber ich frage nicht danach, was Pietsch gern hört; sondern danach, was er für Laute hervorzubringen liebt. Was er selbst für Lieblingslaute hat. Wie er es macht, wenn er trinkt.

Wie trinkt der Mensch? Hat er nicht bloß Trinklieder, sondern auch Trinklaute? Ist davon in den Worten, die er für das Trinken hat, etwas zu spüren? —

Nach Jakob Grimms Meinung ist es ganz und gar zufällig, daß sich Pietsch gerade Pietsch schreibt. Er könnte gerade so gut Kietsch oder Tietsch heißen, bliebe darum immer was er ist. Ob man pietscht oder tietscht oder quietscht, darauf kommt es gar nicht an; was der Erfinder der Sprache einmal für eine Bedeutung angenommen und der Wurzel zuerteilt hat, diese gilt. Also läßt sich der große Sprachforscher in seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache vernehmen: „welchen Vokal und welchen Konsonant der Erfinder für ein Verbum nehmen wollte, lag abgesehen von der natürlich vorbrechenden und sich geltend machenden organischen Gewalt des Lautes meist in seiner Willkür. Wenn zum Beispiel im Sanskrit die Wurzel pâ: trinken ausdrückt, so hindert nichts, daß ein anderer Spracherfinder dafür auch kâ oder tâ ergriffen hätte.“

Bravo, Hermogenes! Kratylus, Du kannst Dich pappen lassen! — Und ich selbst konnte mein Stromgebiet der Sprache ungeschrieben lassen. Eine Gesetzmäßigkeit in der Wahl ber Konsonanten giebt es nicht; alles ist θέσει. Wie hübsch! Man braucht sich den Kopf nicht mehr zu zerbrechen als bei einer Lotterie; was man für ein Los zieht, kann doch niemand wissen. Ja, so wird es gewesen sein: die Wurzeln lagen wie Lose in der Urne und der Spracherfinder griff hinein; je nachdem er nun zugriff, ward es eine Niete oder das große Los. Nicht doch, lauter Gewinne waren es, es kam nur darauf an, was für einer; die Bedeutungen stellten die Gewinne dar, die ausgerufen wurden. Der Vergleich ist außerordentlich zutreffend, macht aber zugleich das Naive in der Vorstellung offenbar. Ein Glücksrad voller Lose hatten die ersten Menschen gar nicht, die Lose waren noch gar nicht fertig. Und wie die Gewinne ausgerufen werden sollten, ist ebenfalls ein Rätsel.

Ich möchte gerade einmal die schöne Erfindung, die Wurzel pâ aufgreifen; mir scheint, Grimm hätte gar kein schlechteres Beispiel wählen können, um die Zufälligkeit, die Wurstigkeit des Anlauts zu erweisen. Mir scheint, es ist überhaupt unwissenschaftlich, auch bei der allergeringfügigsten Begebenheit zu sagen, ebensogut hätte das,

ebensogut hätte jenes geschehen können; nach der Lage der Dinge kann immer nur Eins geschehen. Weil nichts ohne Ursache geschieht und selbst ein „Spracherfinder“ seine guten Gründe, seine Motive hat, wenn er sich auch ihrer nicht bewußt ist. Wird nicht auch die Hand, die das Lotterielos zieht, durch unberechenbare Umstände geleitet, wie eine Puppe durch unsichtbare Fäden? — Es ist nicht zufällig, daß sie diese Nummer und keine andere ergreift, es giebt keinen Zufall. Wie viel weniger kann eine Erfindung in der Willkür des Gehirnes liegen, das nicht blind zugreift, das in der Lage ist, sich vernünftig zu entscheiden, das die passende Lautgebung der unpassenden vorzuziehen hat. Es waltet eine besondere Vorsehung über den Fall eines Sperlings, sagt Prinz Hamlet; es waltet auch eine besondere Vorsehung über den Ausfall der Laute, die zum Zwecke der Deutlichkeit aus unserem Munde gehen. Daß aber gerade bei der angezogenen Wurzel durchaus nur ein Lippenlaut, allenfalls noch ein Zahnlaut, ein Kehllaut aber gar nicht am Platze war: dünkt mich leichter einzusehen als irgend ein Artikel aus der christlichen Glaubenslehre.

Wenn der Imitator die Stimmen fremdartiger Wesen, das Röhren der Hirsche und das Krähen des Hahnes, das Feuer der Gewehre und das

Geläute der Glocken, ja das Rauschen des Wasserfalles und das Heulen des Sturmwindes auf seinem Sprachorgane nachzumachen sucht, so muß er sich erst in diese Wesen hineindenken und ihre lauten Äußerungen mit den seinigen vergleichen — da kann er leicht auf Abwege geraten, da hat seine Phantasie viel Spielraum, und je nach der Richtung, die sie nimmt, macht er es bald so, bald anders. Gilt es aber, die eigenen Naturlaute zu reproduzieren, gilt es den Leuten vorzumachen, wie er ißt und trinkt, so sind ihm die Hände gebunden, er muß bei der Stange bleiben, er ist gut zu kontrollieren.

Der Schäker läßt bald die Hunde, bald (in England) die Glocken bellen — die Gläser bald klingen, bald (in Frankreich) tinrelintintin machen — bald spricht er von Pumpernickel, bald von Pumpermetten — sein Hahn kräht und heißt doch nicht die Krähe — in Leipzig läßt er die Hornisse, in Bern den Hornuss, eine Wurfscheibe, durch die Lüfte sausen und hornussen. Aber niemals wird der Mann wimmern oder winseln, wenn er husten und lachen soll — nie wird er schnalzen, wenn er die Ausatmung malen will — nie wird er pfeifen, um zu singen, heulen, um zu seufzen, ächzen, um zu jauchzen. Wir sind nicht gerade reich an eigentümlichen, charakteristischen Naturlauten, dazu vielen Zufällen unterworfen, die

unser Instrument verstimmen, daß es nicht richtig angiebt, auch nicht so feinhörig, um alle Nuancen gleich zu unterscheiden — eine Verwechselung kann schon einmal vorkommen und eine kleine Inkorrektheit mag passieren. Zischen und Pfeifen ist für das Ohr fast eins; Lachen, Bellen und Husten ist fast eins. Aber ein X für ein U lassen wir uns nicht machen; im großen und ganzen kennen wir uns aus. Und der Grimmsche Spracherfinder hätte seinen Leuten ein kâ für ein pâ machen dürfen? — Weit gefehlt.

Wir sagen: trinken; wir sollten sagen: saugen. Wenn der Mensch trinkt, so stellt er eine Saugpumpe dar, die in die Flüssigkeit taucht und in der das Wasser durch den äußeren Luftdruck emporgetrieben wird; der Luftdruck ist eine Folge der Luftverdünnung, die in unserem Munde eintritt. Um das Wasser in den Mund zu bekommen, legen wir die Unterlippe fest an den Rand des Gefäßes an: die Mundöffnung steckt in der Flüssigkeit wie ein Rohr, die Zunge spielt die Rolle eines Kolbens, und indem wir den Brustkasten erweitern, steigt das Wasser nach den gleichen Gesetzen, wie in dem luftleeren Rohre einer Pumpe. Sherry Cobbler oder Eiskaffee wird bekanntlich mit einem Strohhalm aufgezogen: der Strohhalm ist nur ein verlängerter Mund, gleichsam ein Rüssel, ein an-

gesetztes Saugröhrchen, wie es der Chemiker bei seiner Analyse braucht und Pfeifchen, französisch: Pipette nennt. Mit so einem langen Munde kann man das Gefäß bis auf den Grund leeren, ohne es zu berühren, während es der gewöhnliche Mensch neigen und in schiefer Stellung an seine Lippen anhalten muß, damit der Mund bis in die Flüssigkeit hineinreiche; und zwar muß die Öffnung desselben vollständig darin stecken, weil sonst Luft eindringen und das entstehen würde, was man: schlürfen, französisch: humer nennt. Je mehr das Glas geneigt wird, um so näher kommt freilich der ganze Prozeß dem langsamen Eingießen, wobei nur von Zeit zu Zeit das Schlucken nötig wird: der Proletarier gießt einen Schnaps hinter die Binde, der Durstige ein Glas Bier hinunter, der Segen kommt von oben. Das Eingießen kann sogar ein Anderer besorgen, zum Beispiel bei einem Kranken, dem Wein eingeflößt wird. In China essen sie den Reis, Gemüse und Cremes auf diese Weise: sie setzen den Rand der Schale an den Mund und schieben das Mus mit den Eßstäbchen langsam auf die Zunge; diese Art Essen entspricht der zweiten Methode zu trinken ganz genau. Übrigens werden beide Methoden nebeneinander und durcheinander angewandt; im allgemeinen pflegt man Kaffee, Thee, Fleischbrühe

aufzusaugen, Wasser, Bier und Wein zu gießen. Offenbar aber ist das Eingießen überhaupt nur mit Hilfe eines Trinkgefäßes möglich; zum Eingießen gehört ein Glas.

Sobald die Menschen kein Trinkgeschirr haben, beziehentlich bei sich haben, müssen sie, wenn es etwas zu trinken giebt, notgedrungen pumpen, es hilft ihnen alles nichts. Allenfalls können sie noch, wie jener Gassenjunge, der den Diogenes beschämte, aus dem hohlen Händchen trinken; sonst aber wird ihnen nichts anderes übrig bleiben als sich zu bücken und sich an die Quelle oder an den Bach zu legen, wie das die Soldaten beim Manöver täglich thun. Nach der alttestamentlichen Erzählung gäbe es auch hier wieder zwei Methoden. Führe sie hinab ans Wasser, sagte der Herr (Buch der Richter VII, 5) zu Gideon, daselbst will ich sie prüfen. Welcher mit seiner Zunge des Wassers lecket, wie ein Hund lecket, den stelle besonders; desselbengleichen, welcher auf seine Knie fällt zu trinken. Es ist nicht recht klar, wie sich der Herr die Sache denkt; doch scheint er vorauszusehen, daß sich die einen auf den Bauch legen und unmittelbar trinken, die anderen niederknien und mit der Feldflasche schöpfen werden. Die dreihundert Mann aber, die aus dem Bache selber trinken, mit Hunden zu vergleichen, zeugt von keiner

scharfen Beobachtung. Der Hund schleudert sich das Wasser mit seiner langen und glatten Zunge wie mit einem Löffel in das Maul, der Mensch kann das nicht, er kann das Wasser nur mit Hilfe der Lippen aufziehen. Man versuche es doch einmal an einem Waschbecken zu trinken wie der Hund, es geht nicht; die Zunge wird nur feucht. Kein Kind wird verschüttete Milch aufläppern, wie sie der Hund aufläppert; es wird die Milch aufsaugen. So hat es ja schon der Säugling an der Mutterbrust gemacht, der auch keinen Becher hatte; er hat die Lippen fest an die Zitze angelegt und eratmend die Milch aus den Drüsen herausgesogen. Verlangte das Kind danach, so schloß es unwillkürlich seine Lippen, gleichsam um die Brustwarze zu umschließen. Es steckte wohl auch in Ermangelung derselben den Finger in den Mund, wie der kleine Harpokrates. Das war sein Durst, sein Trinken.

Diese unschuldige, natürliche Geberde verbleibt dem Menschen sein ganzes Leben lang. Er hat sein erstes Trinken nicht vergessen, er kommt immer wieder darauf zurück, er kann sich den Genuß gar nicht anders denken. Bekanntlich werden die Kinder auf niederen Kulturstufen unverhältnismäßig lange gestillt, es soll Familien geben, wo die Bengel schon rauchen und noch

zu Muttern laufen — in der Sprache dauert die Säugeperiode bis zum Tode und die Nährfrist nimmt kein Ende, der Mund kommt aus der Kinderstube nie heraus.

Alle echten Ausdrücke für das Trinken enthalten als wesentliches Element den Schluß der Lippen, der den durstigen Säugling charakterisiert. Sie bestehen in gar nichts anderem als in einem Lippenlaut, das heißt im Zumachen des Mundes und dem begleitenden Laut, der dazu dient, die Aufmerksamkeit auf diese unbedeutende Thatsache zu lenken — ohne denselben würde der kleine Erdenbürger sein Mäulchen zu halten scheinen. Was außerdem von Vokalen etwa noch hinzukommt, ist Nebensache. Jener ostentative Lippenlaut aber kann auf eine dreifache Art hervorgebracht werden. Entweder durch die Nase; dann nennt man ihn ein M. Oder durch den Mund, indem derselbe plötzlich aufgemacht wird; dann nennt man ihn ein B. Oder er bleibt ganz aus, und man hört nur das Geräusch, das die plötzlich aufgerissenen und gleichsam platzenden Lippen machen; dieses Geräusch nennt man ein P. Giebt man nun dem M oder dem B oder dem P wie die Kuh, wenn sie Muh Muh macht, noch einen reinen Stimmton, was man einen Vokal nennt, zu, so ist das fertig, was als eine trinken bedeutende Wurzel betrachtet werden kann.

Zum Beispiel die Wurzel pâ, wie sie im Sanskrit vorliegt und die Begriffe Pânam, Getränk, und Pâtram, Becher ergeben hat. Im Lateinischen finden wir das Intensivum potare, das wie cantare, dictare gebildet ist — im Griechischen πίνειν — im Russischen pit. Auf den ersten Blick leuchtet ein, daß damit das lateinische Poculum, der Becher, das französische Pot de Vin, der Schoppen Wein, und das russische, polnische, in Posen bekannte Piwo, Bier, mehr oder weniger unmittelbar zusammenhängt. Das Bier ist in Rußland das Getränk, wie das Wasser (Pîvâ) in Ostindien und der Wein oder Cider in Frankreich: man denke hier an die nectareique, delicieuse, precieuse, celeste, joyeuse et deificque liqueur qu'on nomme le Piot, die unser Rabelais so oft unter diesem uralten Namen anpreist. Auf die ursprüngliche Bedeutung des P-lauts aber weisen alle die bekannten Namen der Mutterbrust, das lateinische Papilla, das italienische Poppa, das französische Pis und so viele andere hin, die sozusagen Milchnamen darstellen; während der Papa, der Pater, der Vater, der Ernährer, der Aufpäppeler, gleichsam die Pappe in Person, der personifizierte Kinderbrei ist.

Edite, bibite, Collegiales; post multa secula pocula nulla. Das lateinische bibo,

eine augenscheinliche Reduplikation wie *δίδωμι*, beruht auf dem tönenden Verschlußlaut, den wir den weichen nennen; bibere erscheint in Frankreich als boire, und dazu hat man nach Analogie von Poison das Substantivum Boisson gebildet. Nicht das deutsche Substantivum Bier; dieses halte ich für einen Begriff wie Bräu (Bior = Brîo). Das B in bibere ist also ein Naturlaut, ein Trinklaut wie das P, aber zu allererst ein Milchlaut wie das P, daher denn das deutsche Bietz, im Sinne von Mutterbrust, dem französischen Pis und dem lateinischen Pectus auf das genaueste entspricht, ein Bube, ein Baby ist ein kleiner Pietsch. Sollte wohl das weitverbreitete Zeitwort bausen, das saufen bedeutet, von Bause, Flasche, wie poppare, saugen, von Poppa, bechern von Becher, poculieren von Poculum abzuleiten sein? — Man muß es sich allerdings hinter die Ohren schreiben, daß sowohl der Name des Bechers vom Trinken als auch der Ausdruck für das Trinken vom Becher entlehnt werden kann, wenn derselbe schon benannt ist. Den Ausschlag vermag nur eine sorgfältige Prüfung des Verhältnisses zu geben. Es wäre gewiß irrig, wenn man das Poculum vom Poculieren ableiten wollte; aber es wäre ebenso spaßhaft zu sagen, daß das lateinische potare von dem fran-

zösischen Pot abstamme. Freilich ist es gesagt worden.

Noch älter, noch natürlicher als diese beiden Verschlußlaute scheint das M, das durch die Nase gesprochen wird, zu sein. Muttersprache, Mutterlaut! — Lubbock hat den Mutternamen überall aufgesucht und gefunden, daß er in 41 fremden Sprachen durch ein M mit oder ohne vokalischen Anhauch eingeleitet wird, wie in den indogermanischen. Das M ist die ganze Mutter, keine Mutter ohne M. Das klingt vielleicht trivial, aber der Leser wolle sich nur einmal klar machen, welche Bewandtnis es eigentlich mit diesem M hat. Die wahre Mutter in der Mutter ist für den entwickelten Verstand ein wichtiges Organ — für das Kind ist es die Mutterbrust, die Mama identisch mit ihren Mammae. Ein Zufall hat die Papilla, Brustwarze, lautlich von der Mama getrennt, beide sind identisch, wie man aus der Scheideform Mamilla, ebenfalls Brustwarze, sieht. Es giebt eine Menge solcher Parsprototo eben auf dem Gebiet, das Weib ist dem Manne bald die Schachtel, bald die Schürze — das kleine Kind hat von der Mutter zunächst nichts weiter als die Brust, und diese ist ihm wiederum nichts weiter als seine Milchflasche, sein Getränk. Sein Mämm-Mämm, seine Memme oder sein Memm,

kurz sein M; die Italiener sagen: sein Mommo, eine Scheideform von Bombo, soviel wie Getränk, nachgerade auch den Wein bezeichnend. Das arabische Wort für Wasser: Mâ oder Môje, das hebräische Mem, ebenfalls soviel wie Wasser, ist genau so ein ursprünglicher, dem Säugling abgelernter, verallgemeinerter Begriff wie die Braunschweiger Mumme.

Als Trinker, als Pietsche stehen hier dem Getränk Maul und Mund gegenüber; und indem sich der Nasal nicht bloß zum Trinken, sondern nachgerade auch zum Essen, namentlich zum heimlichen Essen, zum Muffeln und Mummeln schickt, sind die unnützen Mäuler, in denen die mahlenden, zermalmenden, mühlsteinartigen Zähne stehn, auch zu Essern und Fressern ausgebildet worden. Denselben Entwickelungsgang nahmen das deutsche Backe, das italienische Bocca und das französische Bec, Schnabel, Naturausdrücke, bei denen der gutturale Auslaut zugleich eine Andeutung des Zufassens und Aufpickens enthält; ihnen schließen sich die verwandten, ebenfalls auf die Mundpartie bezüglichen Worte Babine, Lefze und Babbuino, Pavian, der dicklippige, mit einer Bäppe ausgestattete Pavian; sowie die Verba beffare und bafouer, den Mund verziehen, an. Mit Lippenlauten weist die Sprache immer auf den Mund.

Aber, aber, wenn dem so ist, warum trinkt denn Pietsch? — Wir scheinen uns in schönen Phantasien zu wiegen. Schreiben ein Langes und Breites, um zu zeigen, daß alle echten Trinklaute Lippenlaute seien, sein müssen, wo doch eben trinken selber gar nicht labial, sondern dental anlautet und der bloße Begriff: Trinklaute die ganze Theorie über den Haufen wirft. Trink, Trink! — Giebt es etwas Ungereimteres als zu behaupten, daß unbedingt die Pauke geschlagen werden müsse, wenn man selber trommelt? —

Ach, man muß nicht alle Gäste über einen Kamm scheren wollen — ich dächte, es wäre genug, daß wir ansehnliche Gruppen, die um die drei Lippenlaute herumstehen, nachgewiesen haben. Außer der labialen Artikulation ist allerdings die dentale, die ja nicht weit abliegt, vielfach angewendet worden, wenn es galt, den Säuglingen nachzumachen; so haben bereits die Lateiner den Filius erfunden. Dieser Filius ist eigentlich ein Dhilius, wie seine Mutter, die ihn stillt, eine Dhemina — das lateinische F, ein sogenannter Reibelaut, der ebenfalls mit den beiden Lippen hervorgebracht wurde (während das deutsche F entsteht, indem wir die oberen Schneidezähne lose auf die Unterlippe setzen und die Luft durch diese Enge hindurchtreiben) entspricht sehr häufig, zumal im Anlaut der indo-

germanischen Aspirata DH, die im Griechischen mit dem Theta (Θ) bezeichnet wird. Wenn also im Lateinischen felare: saugen, Filius: Säugling, Femina: Säugerin bedeutet, so sind das dieselben Worte wie θῆσθαι, saugen, melken, θηλάζειν, säugen, Θηλή, Mutterbrust, θῆλυς, weiblich, im Griechischen, und der Anlaut ist einmal ein D mit nachstürzendem Hauch gewesen. Auch H allein scheint ein Sauglaut sein zu können, sobald die Luft nicht ausgestoßen, sondern eingezogen wird, wie wenn man eine Auster hinunterschlürft oder, um mit Rabelais zu reden: quand on hume sa soupe. Ein einfaches D oder ein einfaches T erscheint dagegen in unserem Dutte, dem althochdeutschen Tutta, dem französischen Tette, Teton, volksmäßigen Scheideformen der labialen Ausdrücke Bietz, Papilla und Mamma. Das Einziehen der Flüssigkeit selbst, das Saugen, das Saufen und das Schlürfen wird ferner mit dem gleichfalls dentalen S, sowie mit dem Doppellaute Z = TS gemalt, man denke nicht an zechen, das vielmehr von Zeche, wie bechern von Becher kommt und wo das Z unwesentlich ist, wohl aber an zutschen und an Zulp, an das zullende Kind Mimes; wie im Deutschen neben Bietz: Zitze, also steht im Italienischen neben Poppa: Cioccia, ein Kinderwort für die Mutterbrust. Die Zahnlaute teilen sich also mit

den Lippenlauten in das Geschäft des Saugens; was aber das Wort trinken anbetrifft, so hat trinken von Haus gar nicht den Genuß einer Flüssigkeit bedeutet. Sondern was heute noch der Franzose unter trinquer und der Italiener unter trincare versteht: das Anstoßen mit den Gläsern. Wir erwähnten schon oben, daß der Gläserklang in Frankreich mit Tin Tin imitiert wird:

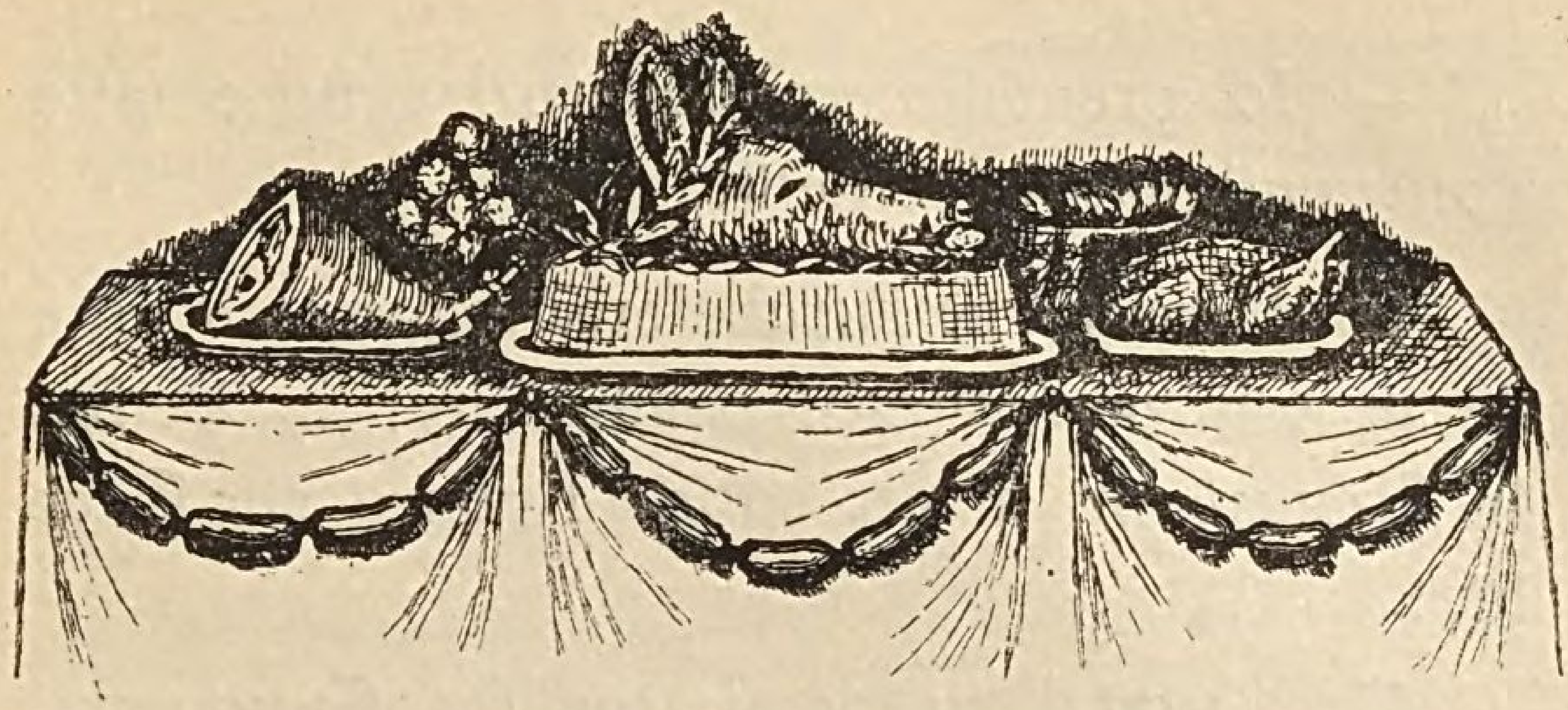
Vivandière du régiment
c'est Catin qu'on me nomme;
je vends, je donne et bois gaîment
mon vin et mon rogomme;
j'ai le pied leste et l'oeil mutin
Tintin, tintin, tintin, r'lin tintin . . . .

singt Bérangers unsterbliche Marketenderin; es ist derselbe Glockenklang, den wir in einem Tingeltangel und beim Dengeln der Sense, ja bei jedem Dinge zu vernehmen glauben. Trinken, englisch to drink heißt also eigentlich ding ding machen, wie Rabelais sagt: trinqueballer les cloches, ein andermal spricht er von einem Brimballement des cloches; trinken verhält sich zu tinken wie Tricktrack zu Ticktack und tinken wiederum zu tingen wie klinken zu klingen. Nach einer der allergewöhnlichsten logischen Verschiebungen wurde dann das Anstoßen für das „Pietschen", das darauf folgt, genommen. Ich möchte den Ety-

mologen sehn, der mir das Trinken besser erklären kann. Etwa der Herr Pastor Doktor Schrader, der ich weiß nicht wie viel Redensarten über das Trinken zusammengebracht hat? — Her mit dem Ringe! — Doch nein, ich schreibe, wie die Dichter trinken — nicht um Lohn.



Freßkahle.



Vielfraß nennt man dieses Tier
Wegen seiner Freßbegier.
Alter Kinderreim.

— Was gilt die Wette, daß ich beim Schlachtfest ein Dutzend Blutwürste und ein Dutzend Leberwürste aufesse?

— Was gebt Ihr mir, wenn ich in einer halben Stunde einen Laib Kommißbrot und ein halbes Schock Eier mit der Schale zwinge?

— Ich verzehre sechzig marinierte Heringe auf einem Ritt!

— Vorwaar, ik wil vierhonderd Haring vreten!

— Ich esse dreißig Schüsseln Suppe!

— Io prenderò ventiquattro caffè e latte con ventiquattro semelli!

Prahlereien und Herausforderungen, wie man sie in den europäischen Restaurants, in Berlin, in Amsterdam, in der sobria Firenze alle Tage hört.

Que grand tu as, mon fils Gargantua! Wie hast sogar ein groß Gurgelstroßen! — Unendlich häufig klingt die Unterhaltung wie in dem berühmten Romane des Rabelais. Oder wie zwischen dem Marschall Villars und dem Schweizer Löwenbrugger von der Flüe, jener pflegte die Plätze, dieser die Mahlzeiten einzunehmen:

„Wie viel Kalbskeulen issest Du wohl in einem Niedersitzen?“ — „Wenig, gnädiger Herr, vier bis fünf.“ — „Und Kalbsbrüste?“ — „Sieben bis acht.“ — „Aber Hähnchen?“ — „Zwanzig!“ — „Tauben?“ — „Vierzig, fünfzig, wie es kommt.“ — „Und Lerchen?“ — „Ah, Monseigneur, was solche Vögelchen anbetrifft, da kann ich unaufhörlich essen, unaufhörlich!“

Starke Esser kommen unter allen Ständen vor, auch unter den höchsten. Schon die römische Geschichte ist voll von Schlemmern und Vielfräßen. Da war der Kaiser Maximinus, der Gargantua und August der Starke des alten

Roms, der ganze Viehherden verschlang; da war Vitellius, den Tacitus ein Schwein nennt, mit dem langfleischig herabhängenden Unterkinn, mit seiner Wassersuppe. Da war Clodius Albinus, der Statthalter Britanniens, ein schöner Mann, der auf einmal 500 Feigen, 100 Pfirsiche, 10 Melonen und 20 Pfund Weintrauben aß. Die Vegetarianer hätten ihre Freude an ihm gehabt, aber er versuchte es auch mit einem vollen Hundert Schnepfen. Und im Mittelalter ging es überall zu wie am Hofe Gargantuas. Herzog Bogislaw von Pommern konnte nach dem Zeugnis der Landeschronik schreckhaft essen: der Ritter Werner von der Schulenburg aß noch schreckhafter. Er verspeiste auf einem Sitze ein Hinterviertel von einem Wildschwein, einen gebratenen Hasen und einen Kessel voll Karpfen mit polnischer Sauce und trank dazu vierzig Humpen Rheinwein. Damit man aber nicht immer von alten Zeiten, von der deutschen Vergangenheit rede: so lebten noch in unserem Jahrhundert in der Stadt Leipzig die Gebrüder Freßhase und Speisehase, beide unverheiratet, aus sehr guter, angesehener Familie, die noch besteht. Der erstere war so dick, daß ihn zwei Männer in die Droschke heben mußten, was an die kürzlich in Warwickshire, im Alter von 60 Jahren verstorbene Lady Wheler erinnert,

deren Sarg zu tragen zwölf kräftige Männer erforderlich waren: sie wog 546 Pfund. Der schwerste Engländer des laufenden Jahrhunderts soll Daniel Lambert aus Leicester gewesen sein, der im Jahre 1809, 40 Jahre alt, in London starb. Er soll 739 Pfund gewogen haben. Ihm zunächst kommt ein gewisser Bright, der im Jahre 1750 starb und mit 588 Pfund in den Blättern der Geschichte verzeichnet steht. Und Brillat Savarin erzählt von einem General, der als achtzehnjähriger Jüngling in Belley, der Heimat Brillat Savarins, unmittelbar nach einem reichhaltigen Diner in ein Restaurant kam, wettete, er werde noch einen Truthahn ganz allein bewältigen, und die Wette gewann.

Die großartigen Leistungen werden angestaunt — mit Interesse, mit Bewunderung, mit Neid betrachtet das Publikum die mächtigen Personen, die Riesenmägen, die Bäuche, die ein gar so großes Fassungsvermögen haben. Que grand il a! — so heißt es, so oft ein neuer Gargantua das Licht der Welt erblickt, vorausgesetzt, daß er zu essen hat. Die Armen essen was sie haben, die reichen Leute essen so viel sie können. Und was sie können, was sie gekonnt haben, ist Stadtgespräch bis in den Vatikan hinein, wo man von dem gran Magnone, dem dicken Kardinal Bartolini weiß, wie er seit zehn Jahren

nicht mehr im Bette liegen, sondern nur noch sitzend ruhen und schlafen kann; und selbst in den Salons der mäßigen Florentiner, die bei aller Mäßigkeit auch über die Schnur hauen und die Körbe voll Feigen, die Fichi col Prosciutto, die unendlichen Portionen Milchkaffee mit den obligaten Semelli expedieren. Der bekannte Gastronom Grimod de la Reynière, der mit außergewöhnlichen Fähigkeiten des Magens und des Geistes ausgestattet war, pflegte die philosophischen Frühstücke, die er Mittwochs und Sonnabends gab, mit einer Flut von Milchkaffee einzuleiten: wenn die Gäste versammelt und die Thüren, daß niemand hinaus konnte, mit einer Eisenstange verrammelt waren, ließ er Pyramiden von Buttersemmeln und ungeheure Kannen Kaffee und Milch anfahren — jeder Teilnehmer hatte seine 22 Tassen, wenigstens 18 Tassen zu trinken, wer zuerst die 22 Tassen ausgetrunken hatte, wurde zum Vorsitzenden ernannt und nahm auf dem hohen Stuhle Platz. Hierauf folgte ein großer sechzehnpfündiger Rinderbraten, der in feierlicher Prozession dreimal um den Tisch getragen und dann ohne weitere Zuthaten aufgegessen wurde. Gewöhnlich nennt man das Fressen, man entsetzt sich im stillen über die Mangioni, die soviel vertragen können. Die Deutschen lieben es, ihre Namen mit dem Freß-

Prädikate zu versehen. Sie sagen Freßhase und Freßkahle — das war ein Gärtner in Wittenberg, der in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte, neunundsiebzig Jahr alt wurde und die Auszeichnung thatsächlich verdiente — man sollte nicht allzufreigebig damit sein.

Samuel Johnson, der ausgezeichnete englische Gelehrte, schrieb eine eigene Abhandlung über die Gefräßigkeit, englisch Voracity, vergaß sich aber, setzt ein Schulmeister hinzu, selbst als Beispiel anzuführen. Es ist sehr die Frage, ob er ein zutreffendes Beispiel abgegeben hätte; Dr. Johnson war ebenso herkulisch an Körper, wie groß an Geist. Und dann glaube ich, daß er ebenso vorsichtig gegessen wie gesprochen hat; er wog seine Worte weislich. Das viele Essen macht an sich den Vielfraß noch nicht aus; es kann einer ein starker Esser und wie die Italiener sagen: di buon Pasto und doch nicht gefräßig sein. Zweierlei Gesichtspunkte drängen sich in dieser Beziehung auf.

Erstens: die Ration muß in einem gewissen Verhältnis zur Körpergröße stehen. Daß ein Riese mehr bedarf als ein Zwerg, ein Athlet mehr als ein Schneider, August der Starke mehr als der kleine Korporal, liegt am Ende auf der Hand. Wenn Milon von Kroton auf seinen

Schultern einen Ochsen durch das Stadium von Olympia trägt, so kann er den Ochsen auch aufessen — wer wie der Kaiser Maximinus mit seiner Faust Pferde niederschmettern und Steine zerschlagen kann, wer gleich ihm Finger hat, daß er seiner Frauen Armband als Ring anstecken kann, dem mag man auch tagtäglich seine vierzig Pfund Roastbeef und einen Eimer Rotspohn gönnen.

Seltsamerweise sind gerade die Musiker zu allen Zeiten wegen ihres Appetits bekannt gewesen — im Altertum der Trompeter Herodor und die Flötistin Aglaïs, in der Gegenwart der Liederkomponist Franz Abt, Kapellmeister am Braunschweiger Hoftheater. Es giebt mancherlei Ursachen, die bei diesen Künstlern zusammenwirken, einen Umstand aber darf man nicht außer acht lassen: sie sind auch oft recht respektable Persönlichkeiten, wie eben zum Beispiel Abt oder der genannte Herodor, der ein Riese war wie der russische Trompeter in Castans Panoptikum, oder wie Spohr, der Hüne mit der kleinen Violine; es ließe sich also denken, daß alle diese Gurgellantuas nur deshalb so viel aßen weil sie's brauchten. Freilich steht man vor lauter Widersprüchen, sobald man ein wenig über die Sache nachdenkt.

Man kann nämlich niemals so recht wissen:

ist der Mann deshalb so dick geworden, weil er so viel gegessen hat; oder ißt er so viel, weil er so dick ist? — Im ersteren Falle wäre der Appetit früher dagewesen als der Umfang und der Riese aufgepäppelt worden wie ein Weisel. Thatsächlich ist es neben der geräumigen Zelle das reiche und gute Futter, welches in einer königlichen Larve die vollständige Entwickelung der Geschlechtsorgane bewirkt; die Königin ist die längste Biene und das einzige vollkommene Weibchen im Volke geworden, weil sie von Anfang an nur feinsten Futtersaft in überreicher Menge erhalten hat. So werden denn auch für den kleinen Gargantua 17913 Alpenkühe zur Nahrung bestellt. Wir wären am Ende alle so groß geworden, wenn wir so viel zu trinken gehabt hätten wie er? — Wenigstens für die Entwickelungsjahre scheint die Quantität nicht von Übel, sondern von günstigem Einflusse und niemals unangemessen, niemals zu groß zu sein. Ist das Individuum ausgewachsen, so tritt allerdings eine Grenze ein, die der Nahrungszufuhr von der Natur gesetzt ist, ja, die Statur scheint dem Hunger nicht einmal regelmäßig zu entsprechen, eher die Fettleibigkeit — es giebt außerordentlich dicke Menschen, die nicht stark essen, namentlich nicht viel Fleisch, man erinnere sich an eine bekannte dicke Frau in Rom, eine

geborene russische Fürstin. In den Trainieranstalten wird beim Futter möglichst alles vermieden, was Volumen oder Fett erzeugt; die alten Athleten unterwarfen sich, wie noch heute die handwerksmäßigen Boxer in England, einem eigenen Regime, das Muskeln machte, aber nicht ansetzte, ihre Kost bestand in dem sogenannten Coliphium, dessen Zusammensetzung man nicht genau kennt, jedenfalls waren es keine Beefsteaks. Man würde irren, wenn man eine üppige Kost zur Entwickelung der Muskelkraft für notwendig hielte; es ist bekannt, daß sich die konstantinopolitaner Lastträger, die Hammals hauptsächlich von Pilaw nähren. Umgekehrt giebt es kleine winzige Geschöpfe, die ganz unverhältnismäßig viel essen; ich kannte einen Maler, der gar nicht so sehr groß war, der aber verdrießlich aufstand, wenn man ihm nicht an Fleisch etwas wie acht Kilogramm vorsetzte — es ist ein mißliches Ding um die Mäßigkeit. Man kann kein allgemein gültiges Maß aufstellen, auch nach dem entgegengesetzten Extreme nicht, denn es ist ebenso unglaublich, wie wenig gewisse Individuen bedürfen. Die Vögel, die kleinen Vögel, sind nach unserem Dafürhalten leicht zu sättigen — von einer zarten Dame sagt man: sie ißt wie ein Vögelchen, und eine ungebührlich kleine Tasse betrachtet

man als ein Finkennäpfchen. Weit gefehlt! Die Vögelchen brauchen außerordentlich viel, ungleich mehr als der kleine nordische Waldkater, den man irrtümlich Vielfraß nennt, ungleich mehr als wir! — Um ein Rotkehlchen groß zu ziehen, ist eine Menge animalischer Nahrung erforderlich, die einer täglichen Fütterung mit einem Regenwurm von 15 Fuß Länge gleichkommt. Ein Liebhaber hat berechnet, wie viel ein Mensch in 24 Stunden essen müßte, um es dem Rotkehlchen wettzumachen. Eine Cervelatwurst, die so lang wäre wie die zu Schilda, die die Schildbürger nicht kochen konnten, weil sie keinen passenden Hafen hatten, nämlich 20,435 Meter lang. Die Braunschweiger, die einmal eine kilometerlange, die Königsberger, die im Jahre 1601 eine meilenlange Wurst machten und in feierlicher Prozession herumtrugen, hätten den Rotkehlchen gepaßt. Hast Du im Wald dem Gesange der Drossel gelauscht, der ruhig und feierlich wie ein Kirchenlied dahinfließt? — Wisse, eine Drossel frühstückt nebenbei nicht für die Langeweile: sie ist imstande, ein Riesenexemplar der größten in Deutschland vorkommenden Schneckenart vom Boden aufzunehmen und auf einmal zu verspeisen, was so viel heißen will, als wenn unsereiner zum ersten Imbiß 25 Pfund Rindfleisch verwendete. Viele Vögel

fressen fast ebenso lange als sie auf sind, unaufhörlich, wie jener Schweizer sagte; viele tagtäglich das Doppelte ihres eigenen Gewichtes. Und doch ist bei diesen Vögeln nichts Krankes, nichts Abnormes. Je nun, warum sollte es denn sein? Wer sagt uns denn, daß diese Tiere gefräßig sind? — Menschen, die Vorurteile haben. Es kommt auf den Hunger an, der gleichsam ein Wesen für sich darstellt und wie ein unzufriedener Geist bald in einem Herkules, bald in einem Pygmäen seine Wohnung aufschlägt. Hier gilt das Wort: man spricht von vielem Trinken stets, doch nie vou vielem Durste. Wir müssen also vorsichtiger sein und sagen: ein Individuum ist erst dann gefräßig, wenn es über den Hunger ißt. Dieser kann freilich, wie der Durst, künstlich gezüchtet werden, so daß sich der Mensch das viele Essen angewöhnt und falsche Instinkte aneignet, die nicht mehr für Wegweiser gelten können: er wird freßsüchtig.

Zweitens: es muß bedachtsam, mit Überlegung, sozusagen mit Kritik gegessen werden, wenn dem Individuum der Vorwurf der Gefräßigkeit erspart bleiben soll. Auch in dieser Beziehung liegt die Sache freilich nicht so einfach wie sich's einer denkt. Die Bissen, die wir in den Mund stecken, sind gleichsam Passagiere, denen vom Schaffner die Koupeethüre aufgemacht wird.

Die Fremdkörper, die wir aus Versehen mitessen, gleichen blinden Passagieren, die ohne Fahrkarte mitgenommen werden. Aber auch die richtigen Reisenden, die bezahlt haben, führen oft mehr Handgepäck, als eigentlich erlaubt ist, auch an ihnen wird manches mitgenommen, was nicht zu ihrer Person im engeren Sinne gehört, als Kleider, Mäntel, Plaids, Stöcke, Regenschirme, Körbe, Ledertaschen und alte Schachteln. Dergleichen pflegt nicht aufgegeben, sondern mit ins Koupee genommen und gratis miterpediert zu werden. So befördern wir beim Essen vieles mit in den Magen, bloßes Zubehör; auch diejenigen Gegenstände, die wirklich zur Nahrung dienen, sind doch selten reine Nahrungsmittel, sie enthalten Unnützes, Schlechtes, Ballastartiges wie die Welschen Nüsse, die erst von der Schale befreit werden müssen, oder wie die Kirschen, die den harten Stein im Innern haben. Jede gebratene Taube, die uns in den Mund fliegt, jede Whitstabler Auster, jede Apfelsine entspricht doch einer gefüllten Börse oder einem gepackten Koffer oder einem Kleiderrechen; das heißt, das Gute daran ist Brutto, es hat eine Umhüllung oder einen Kern oder ein Anhängsel ohne Wert. Unsere Aufgabe bei Tische ist es, das Geld herauszunehmen, den Koffer auszupacken, den Rock abzuhängen — diese Arbeit macht uns sogar

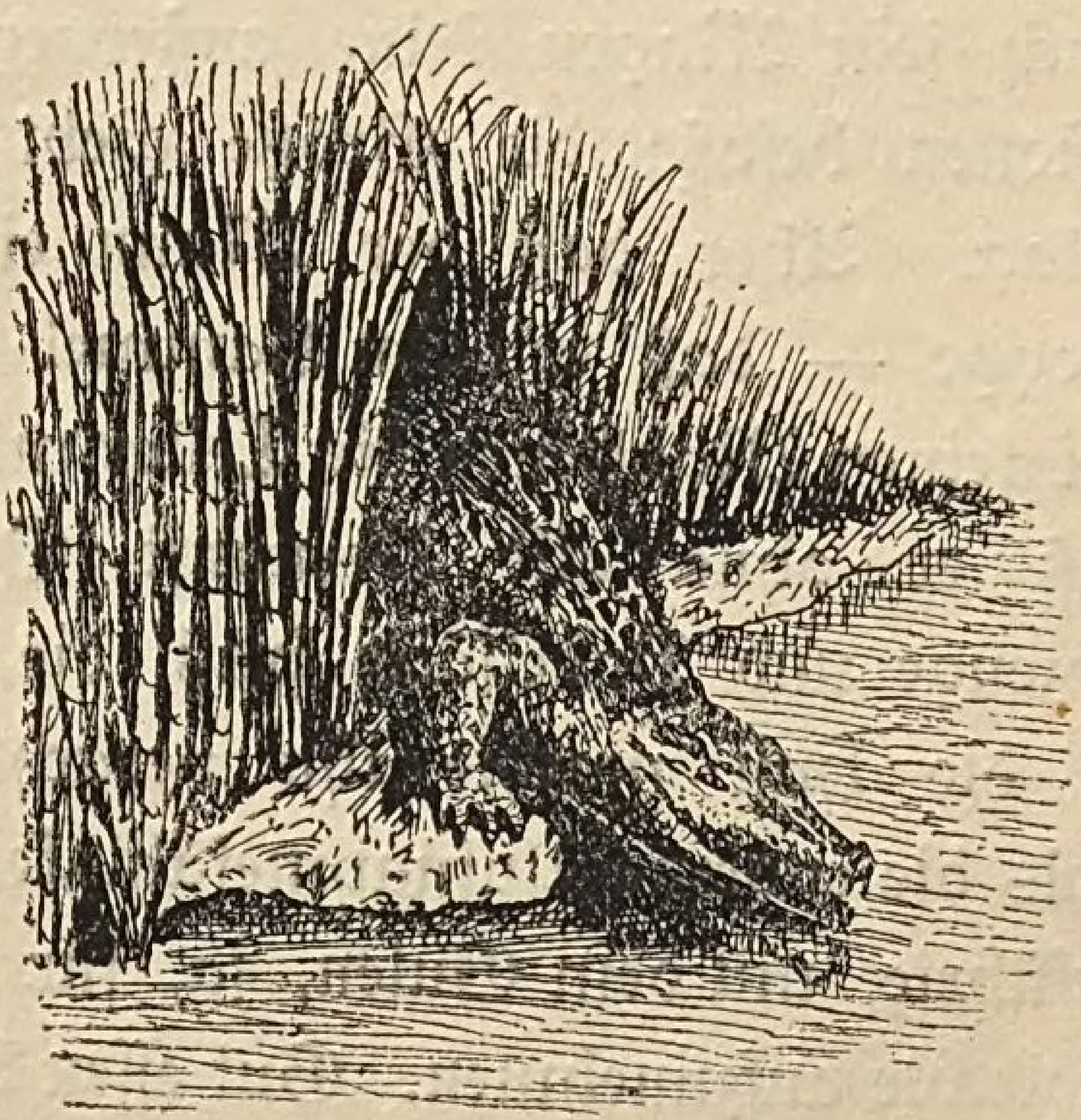
Vergnügen, wir möchten gar keine ausgebeinten Tauben, keine ausgesteinten Kirschen, keine Fische ohne Gräten, so gefährlich sie auch sind; einzelne Vorbereitungen pflegen allerdings schon in der Küche, abgesehen vom Braten und Kochen, getroffen zu werden. Wer nun weder eine Küche hat, noch selbst etwas thut, die Speise sauberer, netter, also genießbarer zu machen, wer seine Beute womöglich ganz, mit Haut und Haar verschlingt, den nennt man gefräßig.

Das ist das ekelhafte Fressen der Eulen und der Schlangen. Eine Ohreule verschlingt die größte Maus ohne jedwede Appretur, ein Schleierkauz einen Sperling mit den Füßen und den Federn. Knochen, Haare und Federn ballen sich dann bei der Verdauung zu Kugeln zusammen und werden als sogenanntes Gewölle willkürlich ausgespien. Und ebenso frißt jede Schlange ihre Beute ganz, die Kuh bis an die Hörner und das Roß bis an das Eisen, keine ist imstande, den Fang zu zerstückeln und von einem größeren Tiere einen mundrechten Bissen abzutrennen, daher auch das Hinabwürgen nur mit Mühe vor sich geht; die Federn und die Haare werden dann ebenfalls entleert. Die großen Raubtiere zeigen sich schon darin etwas manierlicher, daß sie die gemachte Beute nicht gleich an Ort und Stelle verzehren, sondern das

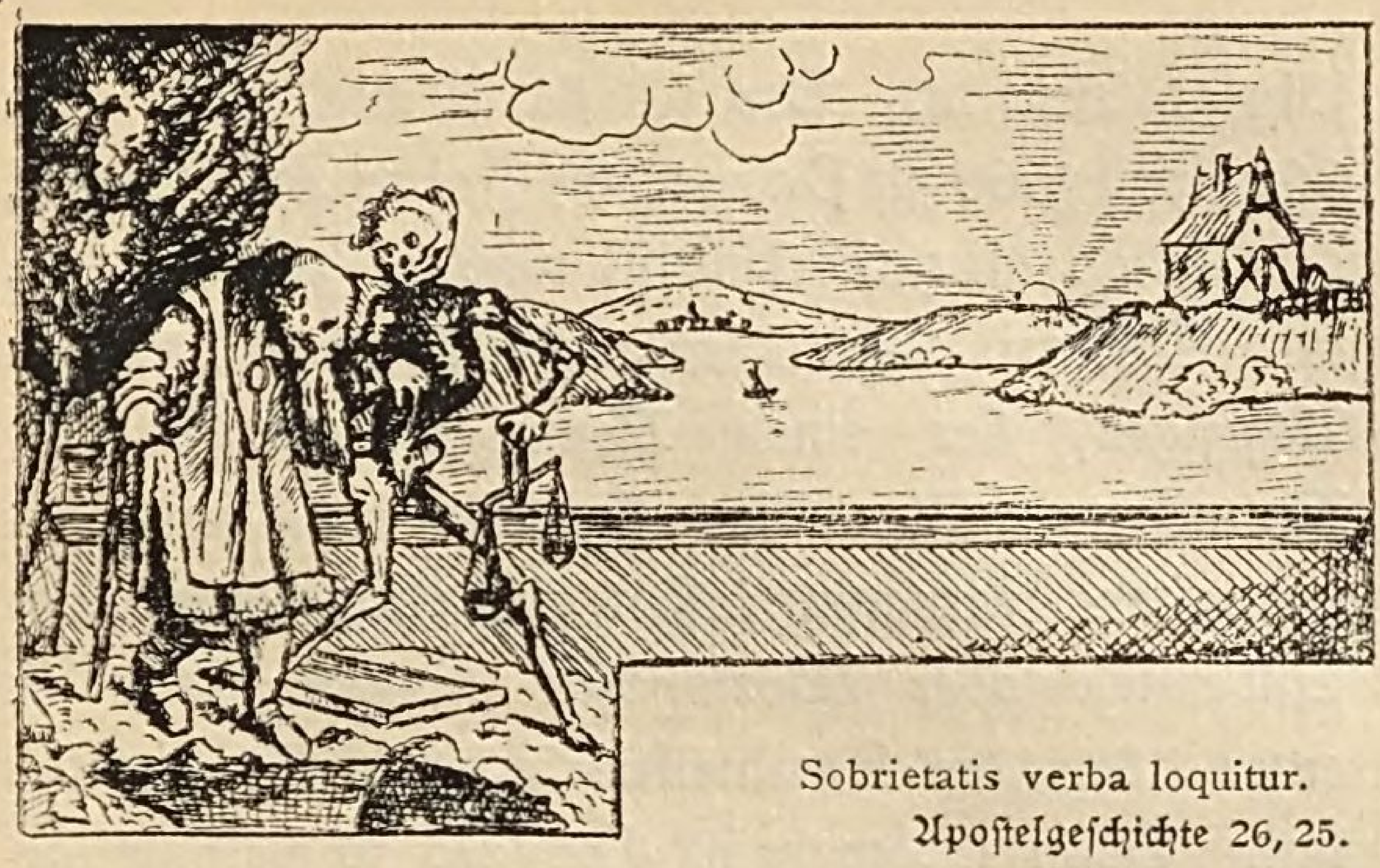
erfaßte Tier an einen stillen Ort schleppen, um es hier in Ruhe und Behaglichkeit zu fressen; dasselbe thuen die Adler. Außerdem verschlingen sie nicht alles und nicht alles auf einmal. Die Adler sowohl wie die Habichte und die Edelfalken machen kleine Bissen; an einer halben Krähe kröpfen sie über eine Viertelstunde. Der Edelfalk rupft sogar den gefangenen Vogel, ehe er ihn verspeist, und enthäutet ihn teilweise; der Adler rupft auch ein bißchen, aber eine gewisse Quantität Haare und Federn ist ihm Bedürfnis, er genießt sie aus diätetischen Rücksichten und speit sie dann als Gewölle wieder aus. Selbst die Geier, die unedle Fresser sind und von einem Rinde, einem Kamele nicht viel übrig lassen, zerreißen doch das Aas und verschlingen bei aller Gier selbst von einem kleineren Säugetiere den Kopf nicht mit. Die Eulen und die Schlangen dagegen kommen mir vor wie der französische Grenadier Tarare, der 1799 im Alter von 26 Jahren gestorben ist und der gelegentlich selber Eulen, Ratten und Mäuse, Schlangen und Raupen lebendig hinunterschlang und lebendige Katzen zerriß; oder wie Freßkahle, der einen Scheffel Kirschen mit den Kernen oder acht Schock Pflaumen mit den Kernen einschlang und dem ein Spanferkel mitsamt den Borsten als ein Morgenbrot galt.

Das ist die Hauptsache; da liegt der Hase im Pfeffer. Der Hunger möchte noch hingehen, über den läßt sich nicht gut streiten: sobald es aber an der Kritik, am Unterscheidungsvermögen, an der schönen Ruhe des vornehmen Mannes fehlt, dann frißt Kahle. Freilich hängt diese Ruhe wesentlich von dem allgemeinen Stande der Ernährung ab — der Reiche hat gut reden, er ist eben schon halb satt; aber sicher bringt die höhere Bildung auch im Notfalle die Selbstbeherrschung mit sich. Man mag noch so hungrig sein, man wird doch nicht alles blindlings hinunterwürgen wie ein Haifisch. Wer mag denn sagen, was der Gärtner Kahle eigentlich bedurfte? — Er war kein Riese, bei der Sektion ergab sich, daß auch sein Magen keine außergewöhnlichen Dimensionen besaß; die Größe giebt nicht den Ausschlag. Aber daß der Mann einhieb wie eine Dogge — daß er beim Hammel das Vließ, und bei seinen Mahlzeiten die Teller mit verzehrte — daß er ohne alle Vernunft Ofenkacheln, Schreibzeuge und Dudelsäcke fraß, die wilde Begierde, die Hast machte ihn verächtlich, weit mehr als die enorme Aufnahmefähigkeit, weil sie ihn verführte, mit dem Guten, ja, für sich allein, das Schlechte aufzunehmen. Gut essen heißt: ausschließlich das Gute essen und das Geringwertige ausschalten.

Deshalb, lieber Kahle, wenn Du das viele Futtern nicht lassen kannst, so will ich Dir einen guten Rat geben: nimm Dir wenigstens Zeit und laß nicht nur den Teller, sondern auch etwas auf dem Teller liegen. Sei ruhig, man wird Dir nicht ansehen, daß Du der Gärtner Kahle bist; man wird Dich für einen gnädigen Herrn halten. Du verlierst ja dabei nichts, kannst genug in den Bauch bekommen, der Dein Gott ist, ja, mehr, als wenn Du so alles ohne Unterschied hineinstopfst. Wie Hanne Nüte sagte: „Et man langsam, Du glöwest nich, min Sön, wat sick dal drücken lett!“



Der
Zwölfunzenmann.



Sobrietatis verba loquitur.
Apostelgeschichte 26, 25.

Unter den kostbaren Porträts, welche die unvergleichliche Galerie Pitti enthält, befinden sich auch mehrere von Tizians Meisterhand. Unter den letzteren interessiert mich besonders der venetianische Mäßigkeitsapostel, der alte Luigi Cornaro, ein Charakterkopf mit spärlichem weißem Haare und einem langen Ziegenbarte, der sich von der schwarzen Tracht Venedigs silbern abhebt; die Diät selber, eine Abhandlung Lebenskunst, etwas mumienhaft, wie ein altbackenes Eckchen Semmel, wie der Hundert-

jährige Kuchen. Der seltene Mann starb am 26. April 1566 zu Padua, 99 Jahre alt; Tizian, der ebenso alt geworden ist, war 10 Jahre jünger als Cornaro — eine originelle Sitzung, ein Achtziger, der einen Neunziger malt. Die Naturärzte sollten dies Porträt ankaufen oder wenigstens kopieren lassen und das Bild nach Lindewiese oder Wörishofen hängen; das ist einer, den die Semmelkur vom Tode gerettet hat. Denn wodurch ist Cornaro so steinalt geworden? — Durch seine exemplarische Mäßigkeit, durch seine Semmelsuppe. Ohne Semmel hätte er dem Tizian wahrlich nicht sitzen können; er war nicht mit Semmel aufgezogen worden, aber er kurierte sich mit Semmel.

Der Kaiser Augustus, bekanntlich ein etwas schwächlicher Mann, der im Winter drei Flanellhemden übereinander trug, fragte einst einen strammen Hundertjährigen, wie er's denn angefangen hätte? Der Greis antwortete: Majestät, intus Mulso, foris Oleo, innen Mulsum, außen Öl — wie manche sagen: innen Rotwein, außen Wolle. Das Salben des ganzen Körpers mit Öl, diese aus dem klassischen Altertum wohlbekannte Form der Toilette, ein letzter Rest der Hautbemalung, dürfte heutzutage für nicht ganz unbedenklich, ja, für schädlich gehalten werden; doch ersetzte wohl die Einreibung mit Öl das

Waschen mit Öl-Seife, das allerdings zweckmäßiger ist. Außen Seife — dieses würden wir unterschreiben. Das Mulsum war ein von den Alten sehr geschätzter Honigtrank, den sie zu Anfang der Mahlzeit bei leerem Magen nahmen, wie wir nach der Suppe ein kleines Glas Madeira oder Sherry geben. Alter, herber Wein, Massiker oder Falerner, und Attischer Jungfernhonig; Verhältnis des Weins zum Honig 4 : 1; dazu unterschiedliche Balsame und Wohlgerüche.

Und der Großherzog Leopold fragte einst auf der Montagna di Santa Fiora einen Hundertjährigen, der einen siebzigjährigen Sohn hatte, wie er's denn mache? — Altezza, antwortete er, Broccoli, Zoccoli e Testa calda! Kohl, Holzpantoffeln und etwas auf den Kopf! — Er war nicht dafür, den Kopf kalt zu halten, wie das die Italiener überhaupt nicht sind und wie das auch Kant verworfen hat. Nun, Luigi Cornaro hatte noch ein anderes Rezept, er war hundert Jahre alt geworden, weil er nicht mehr als zwölf Unzen und alle Tage sein Panadesüppchen gegessen hatte — auf die Panatella hielt er viel.

Er machte es vielmehr ähnlich wie das sechsundachtzigjährige Mitglied des englischen Hauses der Gemeinen, Hr. Isaac Holden, der es gar auf 120 Jahre bringen will. Dieser

jugendliche Greis, der trotz seines hohen Alters der frischeste aller Abgeordneten nach einer anstrengenden Nachtsitzung ist, hat sich das Leben folgendermaßen eingerichtet: zum Frühstück und zum Abendessen genießt er einen gebratenen Apfel. Oder eine Apfelsine. Oder zwanzig Weinbeeren. Dazu ein Biskuit, dem Bananensaft zugesetzt ist. Sein Mittagsmahl besteht aus drei Unzen Rind- oder Hammelfleisch, das er schaben und stampfen läßt, und einer halben Tasse Bouillon. Die Regelmäßigkeit in der Einnahme der Mahlzeiten hält Hr. Holden, wie alle solche Leute, für eine Hauptbedingung der Gesundheit, auch trinkt er nie unter das Essen hinein. Erst ißt er, dann trinkt er wie der Ochs und wie jener ungarische Abgeordnete, der in Budapest in einem Restaurant saß und der eben einem neuen Kellner, als er ihm zu trinken bringen wollte, zur Antwort gab, er mache es wie der Ochs — worauf ihn der alte Kellner um Entschuldigung bat und sagte: der kennt Euer Gnaden noch nicht! — Nun, was die Unzen anbetrifft, so war Luigi Cornaro noch liberaler als Hr. Isaac Holden, so mäßig er auch lebte; das wird man gleich sehen.

Ich konnte mir's nämlich nicht versagen, dem Alten im Palaste Pitti mein Kompliment zu machen: „Ehrwürdiger Greis“, redete ich

ihn an, „großer Lebenskünstler, Triumph der Naturheilkunde, Schröter als Schroth, o Überkneipp! O, Vorläufer Pudors, der die Menschen durch dauerndes Fasten zur Unsterblichkeit gewöhnt, aber bevor er ihnen zumutet, nichts mehr zu essen: nackt zu gehen rät! — ich bin wie Ihr hier fremd und erfreut, Euch persönlich kennen zu lernen, nachdem ich schon in Deutschland so viel von Euch gehört. Um so mehr freue ich mich, als ich nachgerade an meinem Regime ganz irre werde, wenn ich sehe, was sie hierzulande alles in ihre Suppe thun — Würmchen und Spagat, Hosenbendel und Pfaffenhütchen, wie sie Hobelspäne und Wespennester und Äpfel im Schlafrock backen, ja, die Strumpfsohlen nicht verschmähen — solches ist mir ein Greuel. Ich komme mir vor wie unter den Chinesen, denen vom Regenwurm bis zur Ratte und von der Hundepfote bis zum indischen Vogelneste alles eßbar ist; und weiß gar nicht mehr, was ich denken soll. Gestern zeigte mir der Professor Mantegazza in seinem anthropologischen Museum sardinisches Brot; es bestand aus Eicheln, die in Erde verbacken waren. O, sprecht, beratet mich, teurer Meister! Laßt mich an dem Born Eurer Weisheit schöpfen, zieht die Schleusen Eurer Beredsamkeit auf: Sobrietatis verba loquere!“

Da geschah mir wie ich geglaubt: der alte Herr erhob sich vom Stuhl, reckte seinen Finger, blickte mich an und erschien lebendig. „Mein Sohn“, begann er mit zitternder Stimme, „ich habe es ja immer gesagt, das viele Fressen und Saufen, die Crapula, die Crapula und die allgemeine Verderbnis der Zeit und die gottlose Ketzerei, sie nagt am Herzen Italiens, wo sonst die Pflanze Mensch so gut gedeiht. Ich selbst, lieber Freund meiner Verstorbenen, war in meinen jungen Jahren ein berühmter Schlemmer, würzte meine Speisen mit Gold und jagte Tag für Tag ein Vermögen durch die Gurgel, wälzte mich in Wollüsten wie ein Heide, führte ein lästerliches Leben — bis ich im Alter von vierzig Jahren, von Haus aus kein Held, dermaßen heruntergekommen war, daß ich dalag wie eine Leiche und nur noch krampfhaft zuckte. Mit mir ging's zu Ende, niemand mochte mir helfen, die Ärzte gaben mich auf — ein schleichendes Fieber verzehrte meinen Leib, ein beständiger Durst quälte mich — zu Mute war mir jämmerlich, ich kostete das graue Elend, konnte kaum noch giebsen.

Da faßte ich mir ein Herz und dachte: Cornaro, Dir hilft nur die Semmelkur. Du mußt Dein Leben selbst in die Hand nehmen, von vorn anfangen und Dich mäßigen. Wenig essen und gut essen — Crapula, fahr hin!

Weiche von mir, Crapula! Krabbele fort von meinem Herzen, Crapula! Zwölf Unzen pro Tag, zwölf Unzen, kein Gran mehr; dazu vierzehn Unzen Wein. Das war's.

Das zog. In zwei Monaten war ich außer Lebensgefahr; in einem Jahr gesund. Aber ich blieb fest.

Zwölf Unzen, lieber Freund, sind ein italienisches Pfund zu 340 Gramm gerechnet; in Venedig genau gleich 336 Gramm. Zwölf Unzen an Semmelsuppe, Fleisch und Ei — diese meine Ration nahm ich auf vier Mahlzeiten zu mir, jedesmal drei Unzen*). Kennst Du die venetianische Brotsuppe, die man mit Öl von Melonenkernen schmälzt? Sie ist besser als Goldwasser. Wir nennen sie Panatella; es ist die Panade der Franzosen. Dazu trank ich vierzehn Unzen, also 392 Gramm neuen Wein — er ist meiner Konstitution zuträglicher als alter Wein. Eh, si campa! Mit vielem kommt man aus, mit wenigem hält man Haus.

Ja, ja, das war's; das war meine Vita

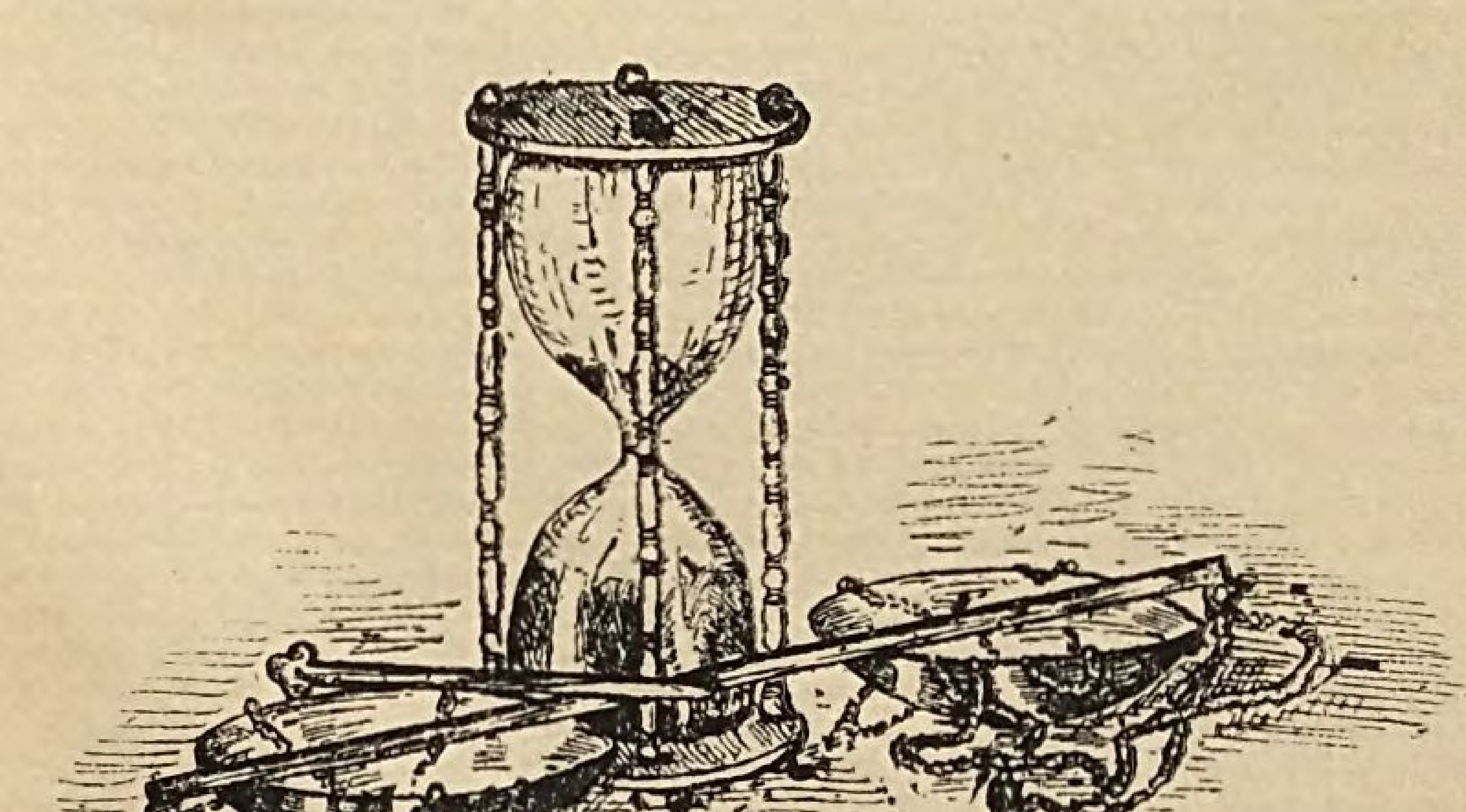
---

*) Pater Bourdaloue, der strenge Mönch, nahm pro Tag nur eine einzige Mahlzeit ein. Der Arzt, dem er diese Angabe machte, erwiderte: Verraten Sie das doch niemand; Sie würden uns um unsere ganze Kundschaft bringen.

sobria. Meine heilige, unschuldige, paradiesische, Gott und Menschen wohlgefällige Vita sobria. Sich nicht satt essen: Anfang der Gesundheit. Wenig genießen: viel genießen. Rechtzeitig aufgehört: gut genährt. Je geringer die Dosis, um so größer die Wirkung, wie in der Homöopathie. Ja, mein junger Freund, ich habe mein Glück in dieser Lebensweise gefunden und in der edlen und gelehrten Stadt Padua eitel Freude und Wonne davon gehabt. Ich habe gebaut, geschafft, amelioriert, gedichtet bis in mein hohes Alter — bald bin ich auf den Euganeischen Hügeln, bald in meiner Villa in Piano, und immer vergnügt und guter Dinge gewesen; ich verkehrte mit geistreichen Männern, mit Künstlern, Gelehrten, Landwirten, Komponisten, wie Du sie hier im Bilde um mich siehst, empfand kein Alter, keine Schwere, keine Gedächtnisschwäche, keine Abnahme der Lebensgeister — nur in meinem achtundsiebzigsten Jahre, als mich der Teufel plagte, auszuschweifen und meine 12 Unzen auf 14, meine 14 Unzen Wein auf 16 zu erhöhen, ward ich einmal unwohl. Meine Leute hatten mich glücklich herumgekriegt, sie setzten mir zu, ich sei nun so viel älter und brauchte mehr Nahrung. Was hatte ich davon? Den furchtbarsten Rückfall; ein hitziges Fieber war die Strafe für meine gottlose Crapula.

Umgekehrt, so ward ein Schuh daraus, mein Lieber! Ich mußte immer weniger essen, jeden Tag ein klein bißchen weniger, immer mehr abknapsen, je älter ich wurde — ich mußte mir das Essen allmählich vollständig abgewöhnen. Du siehst, wie mir's damit wieder gelungen ist — erst habe ich das Fleischlein gelassen, dann das Ei, zuletzt, ganz zuletzt auch noch die geliebte Panatella eingestellt — und jetzt lebe ich hier im Palaste Pitti, ein Hungervirtuose, von der Luft."

Erschöpft von der langen Rede, sank der Unsterbliche in seinen Lehnstuhl zurück, und das alte Gemälde saß nun wiederum starr und unbeweglich wie ein Mikado, der alle Morgen zwei Stunden lang mit der Krone auf dem Haupte wie eine Bildsäule regungslos verharrt und seinem weiten Reiche Frieden und Ruhe schenkt.



Die

Hexenküche.



So muß denn doch die Hexe dran!

In Rom, in den Anlagen der Villa Borghese, die mit dem hübschen Dianentempelchen vielmehr einen Hintergrund für die Iphigenie abzugeben scheint, schrieb unser Goethe die Hexenküche, eine der Szenen, die noch in das Faust-Fragment vom Jahre 1790 aufgenommen wurden. Ich weiß nicht, wo Shakespeare ein paar Jahrhunderte früher die Hexenküche im „Macbeth" geschrieben hat — vermutlich auch nicht gerade auf der Heide. Der Genius ist nicht an die Welt, die ihn zeitweilig umgiebt, gebunden, er wirkt nicht wie ein photographischer Apparat; er gleicht nicht dem Baume, der in der Erde

wurzelt, sondern dem Vogel, der darauf sitzt und weitwegflattert. Die Phantasie hat Flügel. Wir würden den Dichter einer Hexenküche freilich lieber in die Grotte der Sibylle bei Pozzuoli oder in den Erdspalt bei Delphi stecken oder auf dem deutschen Blocksberg sehen, wo es so viele Hexenaltäre, Hexentanzplätze, Hexenbrunnen, Hexenwaschbecken und wahrscheinlich auch irgend einen Hexenkessel giebt.

Eine Hexenküche ist eine Höhle, in der eine Hexe kocht. Ein finstres Loch, ein Teufelsloch, wie Fausts Zimmer. Die weißen Wolken, die an den Bergen hangen, die Nebel, die im Spätsommer nach Sonnenuntergang über den Wiesen lagern und für ein Zeichen von anhaltend schönem Wetter gelten, sind die aus dieser Küche aufsteigenden Dämpfe. Das Volk liebt es, den Qualm einer unterirdischen Küche darin zu sehen, und sagt auch: der Fuchs braut, oder: die Hasen backen. Das eiserne Inventar der Küche bildet ein Kessel, der über dem Feuer steht und in den die zauberkräftigen Dinge geworfen werden; und ein Schemel, auf dem die Köchin mit ihrem hölzernen Löffel sitzt. Zehrkraut, Kerbel, wilden Mohn und Alraunwurzeln setzt sie an, magische Gräser, die sie im Gebirge sucht und die der Mond mit Zauber angefüllt hat; die Krallen der Fledermaus, die Schwanzfedern des Hahns,

die zwei Knöchelchen im Kopf der Eule, die wie Hacke und Schaufel gestaltet sind, und das Herz eines schwarzen Hundes kann sie brauchen; dazu nimmt sie den Tautropfen, den sie aufgefangen hat, als er von der Mondsichel niederfiel, das mit Rabenfedern vom Moos abgestrichene Naß, den Schweiß des Rabensteines. Das alles kommt in den großen Kessel, der über dem Feuer steht, oder noch genauer, noch altertümlicher: am Kesselhaken hängt, an den Zähnen desselben auf- und niedergeschürzt wird — dieser Kesselhaken mit dem Ringe ist ein sehr bedeutsames Stück Hausgerät, ein Erbhaken, von Geschlecht zu Geschlecht forterbend, ein Fetisch. Und das alles wird gekocht, denn alle Hexen haben kochen gelernt, so gut wie Knoten knüpfen; nach Analogie so vieler nützlicher Übungen, z. B. der Chemie und der Heilkunde, kann man schließen, daß die edle Kochkunst aus dieser Art Zauber hervorgegangen sei.

Die Menschen lernten zuerst das Unheil kochen, böse Tränklein brauen und Gifte mischen — das Kochen der Nahrungsmittel war dann ein Gegengift, die wohlthätige Seite der Kunst, der stärkere Zauber, wie das Moly in der Hand des Odysseus stärker ist als die Suppe, die ihm die Circe eingebrockt hat. Es ist seltsam, aber am Ende ganz natürlich und der Aufeinander-

folge im Leben selbst entsprechend, daß man den Ärzten noch eher die Macht krank zu machen, als die zu heilen; den Frauen noch eher die Kunst: den Salat einzurühren als die: etwas Gutes zu kochen zuschrieb. Denn das Übel ist eher da als das Gute. Die guten Ärzte waren gewissermaßen nur notwendig, weil die schlechten geschadet hatten — es ist heute noch nicht viel anders; in einer Zeit, wo alle Krankheiten, selbst der Tod, auf Zauberei geschoben wurden, mußte das geradezu als der normale Gang der Ereignisse erscheinen. Und so wird man verstehen, was ich damit meine: die Hexen haben kochen gelernt.

Sieden haben sie gelernt, unser eigentliches, heimisches Wort für kochen, welches letztere, wie das französische cuire und das italienische cuocere, zunächst: braten bedeutete. Im skandinavischen Norden hieß der Zauber: Seidhr und danach der Stuhl, auf dem die Hexe saß: Seidh-hjallr; dieser Thron, auf dem sie ihre Gebete murmelte und den Blick in die Zukunft that, bildet ein Seitenstück nicht nur zu dem delphischen Dreifuß, sondern auch zu dem Sessel, dem der Teufel beim Hexensabbath, dem sogenannten Hexenabendmahle einnahm, der aber nur eine mittelalterliche Travestie des Altars ist. Auf so einem Hochsitz ist einstmals das berühmte Edda-Lied,

die Völuspa gesungen worden, in welchem eine weise Frau, eine Wala oder Völva Allvater die Weltgeschichte offenbart. Die alten Hexen wurden keineswegs verachtet, sondern wie Priesterinnen geehrt und zu allen großen Gelegenheiten zugezogen. Bei den feierlichen Herbstopfern zog die Kluge Frau mit ihren Mädchen durch das Land, ohne sie war kein rechtes Fest — wenn sie in der Halle Platz genommen, ihren Hokuspokus vollbracht, ihren Spruch gesprochen hatte, traten die Gäste der Reihe nach zu ihr, und sie verkündigte jedem einzelnen sein Schicksal. Den Menschen weissagte sie vom Wetter, von der Ernte, vom Verlauf des kommenden Winters und von ihren Angelegenheiten wie eine Zigeunerin; den Göttern sprach sie von der Götterdämmerung. Das thut eben die Seherin in der „Völuspa“, der „Weissagung der Völva“, indem sie Odin und den atemlos lauschenden Göttern von der Entstehung und Bestimmung der Welt erzählt und ihren Untergang verkündet. Und weil man im Norden eine derartige Ceremonie als einen Seidhr bezeichnete und das Wort mit Recht oder Unrecht auf den sogenannten Sudzauber hinzuweisen schien, so hat man frühzeitig einen Kessel hinzugefügt und eine Hexenküche daraus gemacht. Ein Kessel bildet bereits den Mittelpunkt der Hexenszene im Macbeth, die

gleich der Goetheschen als ein Versuch zu betrachten ist, den altnordischen, in der Tradition fortlebenden Zauber auf die Bühne zu bringen und im Geschmacke der Zeit mit allerhand Teufeleien zu verquicken. Zum Beispiel mit Meerkatzen — nicht genug, daß die Wala zur Köchin geworden ist, sie besitzt auch noch Affen, die den Kessel bedienen sollen. Eigentliche Katzen wären stilvoller gewesen; Shakespeare konnte sie nicht brauchen.

In einer modernen Küche, wo eine Fee regiert, die es an Wissenschaft mit einem Professor aufnimmt; wo die Papinschen Töpfe und die Petroleumherde stehen; wo es ohne Hexerei von Produkten aller Zonen und den Früchten aller Länder und Meere wimmelt — ist dennoch manches von dem alten Spuk und Zauberwesen einer Hexenküche übrig; daher man auch die Restaurants noch hin und wieder als Gifthütten bezeichnet. In Norderney, in Wenningstedt auf der Insel Sylt steht eine Gifthütte, die Badegäste lesen es mit Schaudern. Schon die Einrichtung und das Gesinde, das die Köchin an ihrem blauen Schnürchen hat, ist drollig. Besich Dir Deine perfekte Köchin, lieber Leser, zergliedere sie, entdecke sie wie Dromio von Syrakus — sie ist gewiß keine Hexe, sie fährt auf keinem Besenstiele zum Schornstein hinaus,

sie würde sich schwarz machen; sie guckt höchstens zu Sylvester durch die Beine ins Ofenloch, weil sie dort ihren Zukünftigen erblickt — die Kultur, die alle Welt beleckt, hat es nachgerade auch mit ihrer stattlichen Person gethan. Und doch, welch seltsamer Hausrat, was für Geschirr rings um sie; wohnt sie nicht in einem Feenschlößchen? — Sie hat so viele Knechte und Mägde wie die Lampe, die Aladdin reibt. In ihrem kleinen Reiche giebt es keinen faulen Heinz, da muß alles fleißig sein; da schaffen die Heinzelmännchen. Sie braucht nur zu winken. Bald ruft sie: Schüsselknecht! Halte einmal! — bald wieder: Bratknecht, heda, drehe ordentlich! — bald muß der Tellerknecht, bald der Pfannenknecht, bald der Kammerdiener, bald die Chambrière, bald die Servante dran; und wenn im Faust Meerkatzen ein Pult improvisieren und eine Fackel halten, so dient unserer Fee ein Lichtknecht. Alles setzt die Gestrenge in Bewegung, allem macht sie Beine, sogar ihrer Küchenbank — ach, das arme Ding muß immer stehen und darf sich niemals setzen! — ihre Gefäße haben Bäuche, ihre Flaschen Hälse, ihre Töpfe Schnauzen und, solange der Soldat nicht da ist, wenigstens die Schlüssel einen Bart.

Sind das nicht alles eingefangene Wichte und Kobolde, die sie nicht viel besser hält als

Tiere? — Einige hat sie sogar in Tiere verwandelt und zur Zwangsarbeit verurteilt. Auf dem Herde liegen die Feuerböcke und die Feuerhengste, sie müssen den Höllenbrand halten, bis der Hund die Kohlen getragen bringt — der Holzklotz schwelt, als ob er lebendig wäre, große, schwarze Ameisen kommen wie Seelen aus ihm heraus — der Kamin sperrt seinen Rachen auf wie ein Hai und an der Wasserleitung steckt der Hahn. Andere, die sie lieb hat, behandelt sie menschlicher, nennt sie sogar bei Namen: der Bratenwender, der unter seinem Schirme seine Umdrehung langsam vollendet, ist ihr Flaschenjunge, ihr Bottle-Jack, die Kaffeekanne ist ihr Christinchen, die Spiritusflasche ihre Karoline, den Hausknecht trägt sie sogar in der Tasche. Warum nicht? — Wenn die Studenten umgekehrt aus jedem Dienstmädchen einen Besen machen. Einsam bin ich und doch nicht alleine, die Jungfer gebietet über ein mannigfaltiges Küchenpersonal, und ihre Küche sieht, weiß Gott! — wie eine echte Hexenküche aus, macht auch einen Spektakel wie eine Hexenküche und poltert wie das höllische Element: das Feuer knistert, der Kochtopf bullert, der Theekessel singt, die Butter kreischt, der Meerrettig beißt, der Kaffee schwitzt, just wie es Mephistopheles beschreibt:

Das drängt und stößt, das ruscht und klappert,
Das zischt und quirlt, das zieht und plappert,
Das leuchtet, sprüht und stinkt und brennt,
Ein wahres Hexenelement! —

Besonders häufig ist in alten Zeiten und nicht bloß bei uns, sondern schon von den Griechen und Römern die Minne gesotten worden; die Goethesche Hexenküche ja eben als ein dunkles Haus gedacht, in welchem Faust auf Auerbachs Keller die Freuden der sinnlichen Liebe kennen lernen soll. Die Liebestränke, die Philtra fallen nicht vom Himmel, wenigstens nicht fertig, sie müssen wie Arzneien sorgfältig zubereitet, von einer Klugen Frau aus Rosmarin, Liebstöckel, Taubenblut, Hippomanes gekocht werden wie Brustthee. Wesentlich ist es dabei, etwas von der geliebten Person zu haben, was man Mumie des lebenden Menschen nannte, und das der Mischung zuzusetzen, z. B. Haare, Nägelabschnitzel, ein getragenes Kleidungsstück, einen durchschwitzten Kragen, eine Schuhsohle, ein Strumpfband. Die Hexe, die dergleichen richtig mischt und unter den nötigen Formalitäten mit Wasser ansetzt, gewinnt auf jedes beliebige Männerherz einen unbeschränkten Einfluß — wer den Aufguß trinkt, läßt sich bannen, und wäre er noch so weit weg — die Liebe packt ihn wie ein hitziges Fieber, er muß dahin laufen,

wo die Minne siedet, um so schneller, je mehr es kocht, spornstreichs, über Stock und Stein, und sollte er sich zu Tode rennen — er ist verloren, verloren wie Tristan und Isolde, die auf der Überfahrt nach Cornwall unwissend solchen Thee bekommen und dadurch ihr Schicksal für Zeit und Ewigkeit entschieden haben, die Tasse war noch nicht leer,

hat Minne schon sich eingestellt,
Sie, die zu schaffen macht der Welt,
Zog sie ohne Widerstreit
Unter ihre Macht und Herrlichkeit.

Die Königin-Mutter selbst hatte das Elixir bereitet, es war eigentlich für das richtige Brautpaar, für ihren zukünftigen Schwiegersohn bestimmt, die jungen Eheleute sollten mit diamantenen Banden aneinandergekettet werden. Die Wirkung war da, nur bei den Unrechten. Diese alten Künste leben rudimentär noch heute in jeder Küche fort. Suchte sich die Zauberin von dem Geliebten Haare und Kleider zu verschaffen, um sie mitzukochen, so versieht sich die moderne Köchin beim Nudelmüller mit den langen dünnen Fadennudeln, die man in Italien: Härchen, Capellini, nennt; beim Graupner mit Gamaschenknöpfen; und beim Bäcker mit Strumpfsohlen und Hosenbendeln. Davon kocht sie Suppe, als hätte sie bei einer Medea Unterricht gehabt,

die Façonnudeln, die Buchstabengestalt besitzen, hält sie für Liebesrunen. Ja, jetzt geht uns erst der geheime Sinn so vieler Tändeleien auf, die unsere Auguste zur Tafel giebt. Wohl wissend, daß sie mit ihrem Löffel die Welt regiert, will sich die perfekte Köchin auf die Art auch bei ihrer Herrschaft insinuieren — ist sie in einer Pfarre, so macht sie Pfaffenhütchen, dient sie bei einem Professor, so bäckt sie Äpfel im Schlafrock, und für einen lyrischen Dichter wickelt sie Schillerlocken. Zu geschweigen, daß sie wohl auch einmal einen ganzen Atzmann mit zwei Beinen und Zuckerherzen herstellt.

Unter den sympathetischen Mitteln ist keines wirksamer als der Schweiß. Vor die Liebe wie vor die Tugend setzten die Götter den Schweiß; Könige haben sich von ungefähr auf einem Balle das Gesicht mit einem Tuche abgetrocknet, das von einer Hofdame durchschwitzt war, den Duftstoff eingesogen und ihr Herz verloren; der Schweiß gilt in den verschiedensten Gegenden beim Volke für rechten Liebestau, mit dem man es einem anthut. Man kann damit die sogenannte Verwitterung vergleichen, durch die man die Tiere kirrt und an sich fesselt; das erste Geschäft des ungarischen Roßdiebes ist, dem Pferde ins Maul zu spucken und sich und seine Kleider an dem Tiere zu reiben. Eine so führende

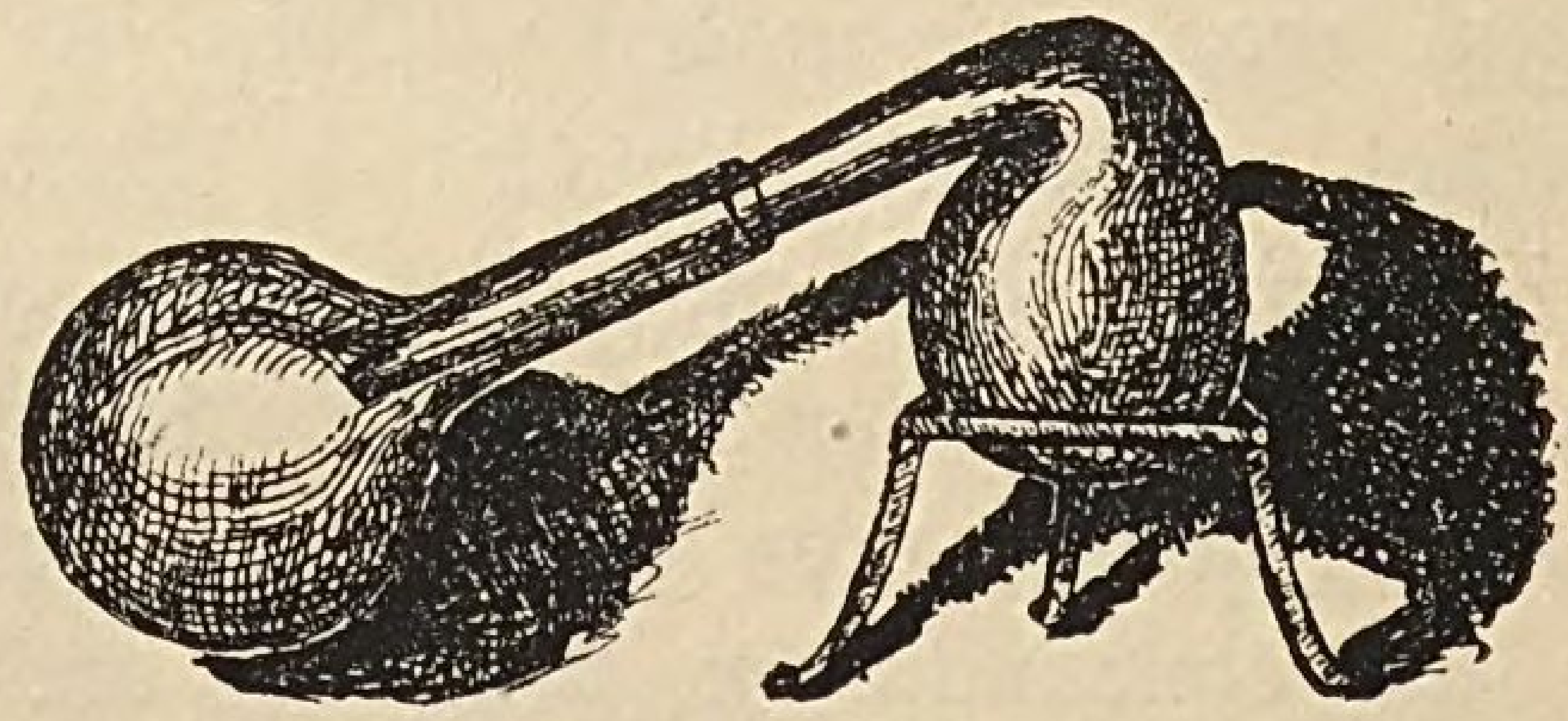
Rolle nun wie bei den Liebestränken der Schweiß, spielt im Hexenkessel überhaupt der Tau, der als eine Art Arkanum gesammelt und wie Himmelsmanna aufgefangen wird;

ein Tropfen gift'ger Dünste voll
an einem Horn des Mondes blinkt,
den fang ich eh er niedersinkt,

sagt Hekate im Macbeth. Und wie merkwürdig! — auch das Tausammeln hat unsere perfekte Köchin nicht vergessen. Sie führt verschiedene Sorten — die allerfeinste ist der Sonnentau, den sie Rossolis oder Rosolio benennt; mit ihm beträufelt sie die Schlagsahne und den Rahmschnee. Ich meinte einmal, es sei wohl nur Rosenöl, das Hauptingrediens; aber sie blieb dabei, der Rosolio komme von der Sonne. Eine geringere Sorte ist der Bergtau, insbesondere der Tau von einem Berge in Schottland, der Dew of Ben Nevis, ein Whisky, dem vom Altvatergebirge, an der Grenze von Mähren und Österreichisch-Schlesien, triefenden Altvater zu vergleichen; diesen verwendet sie zu Pünschen und allerhand herzstärkenden Getränken. Eine dritte Sorte ist der Meertau, den sie Rosmarin benennt — er sieht blau aus wie das Meer und fällt an den Küsten des Mittelmeeres; für diesen hat sie sehr starke Verwendung, ihn braucht sie zu

den Florentiner Pani di Ramerino, als Würze an Lammfleisch, beim Marinieren von Heringen. Endlich giebt es noch eine vierte Sorte, das ist der Himmelstau, wilder Hirse, aus dem die Mannagrütze bereitet wird. Aller Tau ist ja nach dem Volksglauben Himmelstau, weil er wie Regen vom Himmel zu fallen scheint; das Hirsekorn wird oft mit einem Tautropfen verglichen. Das sind die guten Tropfen unserer Köchin, die bis hierher ein bißchen Hexerei entwickelt. Denn nun will ich zum Schlusse noch verraten, was diese moderne Wala für einen Segen hat. Er lautet: Ratafia! — Wenn es an dem ist, spricht sie, damit alles wohl gelinge, die Formel: Ratafia aus. Dieser Segen ist uralt und weitverbreitet, man bediente sich desselben sogar im diplomatischen Verkehr, auch hier sprach die Staatsregierung, um Verträge anzuerkennen, die von ihren Bevollmächtigten abgeschlossen waren, am Ende: Res rata fiat! und bis zum heutigen Tage heißt es, ein Geschäft oder eine Verhandlung werde von den Auftraggebern ratifiziert. Und weil zur Ratifikation gern ein Gläschen getrunken wird, so nennt man wiederum bis heute einen vorzüglichen Tropfen einen Ratafia. Es ist einer der feinsten Liköre, von köstlichem Aroma, über Blüten und Früchten abgezogen, jene Flasche,

die Faust bekommt und von der die Hexe selbst zuweilen nascht. Ursprünglich war es eine Zauberformel, der Spruch, mit dem die Hexe dem Kessel Kraft verlieh, das Wort, das, richtig und im Rhythmus hervorgebracht, einem geflügelten Fetische glich und das nun wie ein altes Gebet unverstanden, aber erfolgreich fortgebraucht wird.



Nachwort.

Puh, welche Geschmäcker! — Uberblicken wir die mitgeteilten Thatsachen, so befällt uns ein Schauder. Kaum ein irdischer Stoff, der nicht schon einmal gegessen, wenigstens verschlungen worden wäre; ja, was noch mehr sagen will, keiner, den man von vornherein als ungenießbar bezeichnen könnte. Der schnöde Mammon, das silberne Besteck, Schiff und Geschirr, die Großmutter und das Kindli wird in den Mund gesteckt und bald aus Versehen, bald im Zwange der bitteren Not, mitunter auch freiwillig, wie aus einer Art Instinkt genossen. Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein

Sohn bittet um Brot, der ihm einen Stein biete? — Joseph Kolniker aus Passau. Wahrlich, auch Steine scheinen zu den menschlichen Nahrungsmitteln zu gehören, nicht etwa bloß die steinharten Klöße unserer Auguste — es giebt Steinschmätzer, es giebt Erd- und Sandesser, die Steinbeise sind gar nicht zu zählen. Es ist manchmal so als ob die Menschen ganz vergessen hätten, wozu eigentlich ihr Magen da sei, indem sie ihn plötzlich als Portemonnaie, als Schmuckkästchen, als eine Art Universalsack und zu Zwecken gebrauchen, die sich Natur niemals träumen ließ — ein andermal ist es so als ob sie wirklich einen eigenartigen Magen hätten und gar nicht zu Brote gewöhnt wären wie andere Sterbliche — ach, man wird ganz irre an seinem Magen, man hielt ihn bisher für einen großen Herrn, für einen König, der es gut habe und faulenze, aber er wird ja manchmal behandelt wie eine Reisetasche oder wie der Korb eines Lumpensammlers.

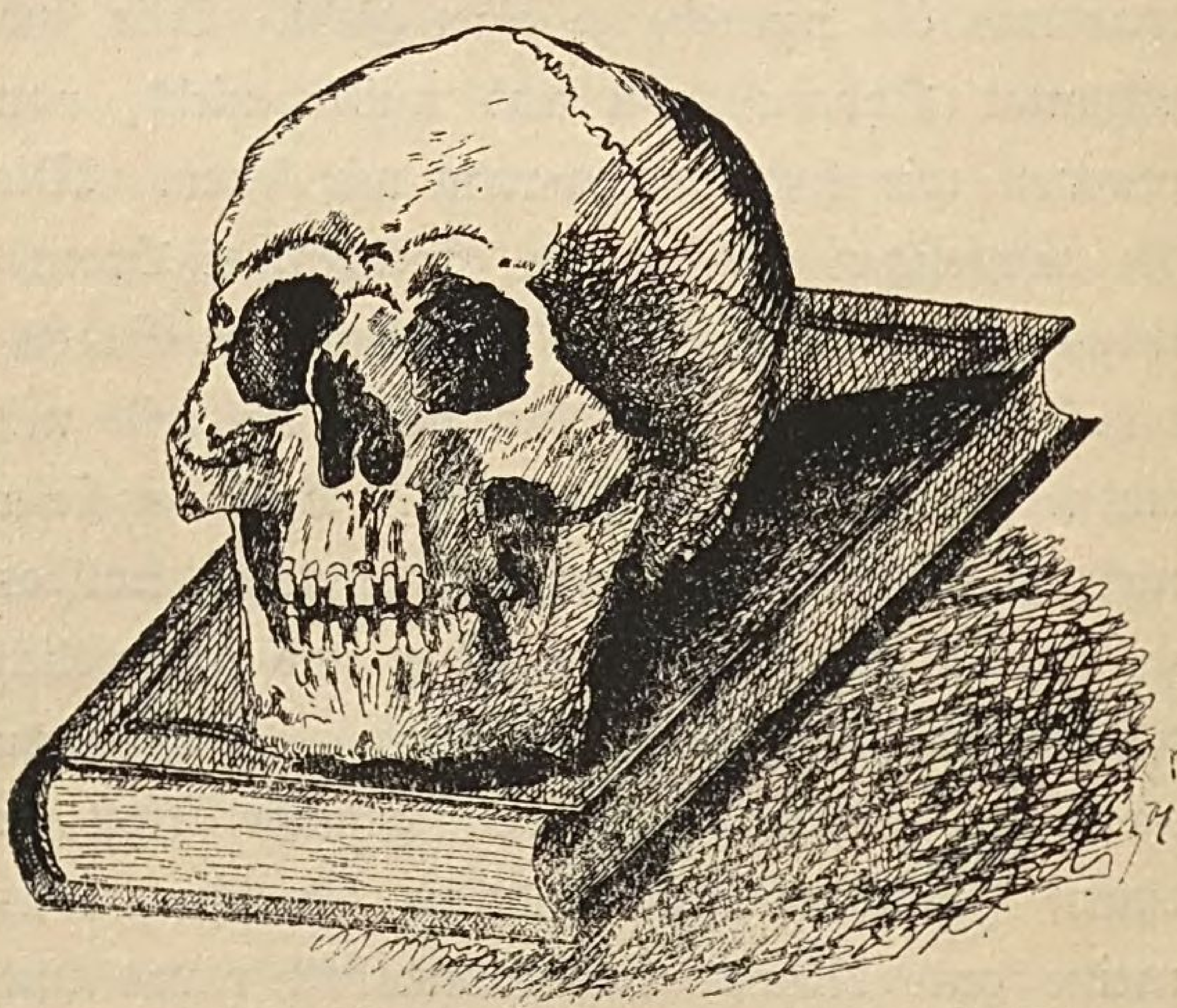
Und selbst wo er weidlich gepflegt und gut gefüttert wird, bekommt er Angst vor unseren schrecklichen Ausdrücken — vor den Tellern, die er essen, den Gläsern, die er trinken soll — vor den Hosenbendelsuppen, den gebratenen Schap-

schinken, den Pommes de terre en robe de chambre, den Mohrenköpfen, den Totenköpfen, den Apostelbrötchen, den Pflastersteinen, den Polizeifingern, den Charlotten, den Maître d'Hotels, den Thüringer Landjägern, den stolzen Heinrichen, die man auftischt — die erste beste Speisekarte, die man in einer Wirtschaft aufschlägt, sieht aus wie ein Menü von Kannibalen oder wie der Text einer Hexenküche.

Märchenhaft, was wir essen; märchenhaft, was uns die Sprache zu essen giebt. Wir sind allzumal Phantasieesser und wissen nicht, von wannen wir sind und wovon wir leben. Wie die armseligen Götter des Goetheschen Prometheus ihre Majestät von Opferduft und Gebetshauch nähren ..... aber nein, ich will mit einem guten Wunsche schließen. Daß der Leser mehr als Opferduft, das heißt, etwas Solides zu brocken und zu beißen haben und sich redlich nähren möge. Menta, Menta, Alimenta sana in corpore sano, gesunde Kost in einem gesunden Leibe wünsche ich ihm, was meine gute Mutter Hausmannskost nennt und wie sie nach ihrer Meinung Leib und Seele zusammenhält. Nein, keine Gabel! Nichts Märchenhaftes, keine Possen! — Von den Gastro-

nomischen Märchen ist das beste: das man an die Gabel steckt — daran wollen wir uns halten, bis der Tod der Allesfresser kommt und allen Märchen und Phantasien mit dem Verse des Horaz ein Ende macht:

lusisti satis, edisti satis atque bibisti;
tempus obire tibi est.





Kleinpaul, Rudolf,

Gastronomische Märchen

Leipzig [1893]

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11661128-5